Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


BÜCHER
SAMMLUNG
VON

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" den vierzigsten Jahrgang.

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

gibt sie jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zur Anlegung einer wirklich gediegenen, spannende Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, in Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weiterhin jedermann so leicht als möglich zu machen, ist der billige Bezugspreis von

nur 75 Pfennigen für den Band

trotz der allgemeinen Kriegsteurung beibehalten worden — bei dem reichen Inhalt ein außerordentlich geringer Preis, zu dem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern imstande wäre. Wir bitten unsere Abonnenten um freundliche Weiterempfehlung der „Bibliothek" in ihren Kreisen und werden nach wie vor alle Aufwendungen machen, unsere Leser zu befriedigen.

Stuttgart.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.





Zu der Erzählung „Heimkehr" von Fritz Müller. (S. 17)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *

Erster Band

MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Heimkehr
Erzählung von Fritz Müller. Mit Bildern von Max Vogel 5

Ich gab mein Leben!
Roman aus dem Jahre 1914 von Henriette v. Meerheimb 19

Die Fellahin
Von B. Haldy. Mit eigenen Aufnahmen des Verfassers 83

Im Krater verstiegen
Ein Erlebnis auf Neuseeland von Ferd. Emmerich 91

Der Labetrunk auf der Straße
Von Reinhold Ortmann. Mit 9 Bildern . . 100

Der Offizierspion
Erzählung von Horst Bodemer 113

Von den Rieselfeldern der Reichshauptstadt
Von Max Nentwich. Mit 11 Aufnahmen des Verfassers 151

Ein Freundschaftsgeschenk
Von Thusnelde Schuster 164

Der Weltkrieg. Zwölftes Kapitel
Mit 10 Bildern 174

Der Burgunderdoktor
Humoreske von Lothar Brenkendorf 196

Mannigfaltiges
Ein seltener Same 225
Berichte eines niedersächsischen Dorfbürgermeisters aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts 226

	Seite
Bärenhunde	228
Guter Rat	229
Auch eine Hauskapelle. Mit Bild	229
Wie eine zerrissene Pluderhose den Weltfortschritt hemmte	231
Folgsamkeit mit üblen Folgen	233
Der gotische Dombaumeister	234
Strafgefangene als Gefängniswärter. Mit Bild	238
Ein Apothekersprüchlein	240
Schweres Geld	240

Heimkehr

Erzählung von Fritz Müller

Mit Bildern von Max Vogel (Nachdruck verboten)

Der Soldat Franz Kramer saß schweigsam in der Ecke des Eisenbahnabteils. Es war eine lange Fahrt von Ypern nach Westfalen. Sie ist noch länger, wenn man verwundet ist. Auch Gespräche kürzen sie nicht ab. Die machen höchstens ungeduldig. Was fragen sie einen nicht alles! Kaum daß sie auf die Antwort hören, ist schon ihre zweite Frage da. Bis man merkt: sie fragen gar nicht dich, sondern wollen nur in ihrer eigenen Weisheit vor dir plätschern. Davon wird man schweigsam, nicht allein von der langen Fahrt.

Aber dann tauchten plötzlich drei Schornsteine einer Eisenhütte auf: lang, länger, am längsten. Wie drei Schwurfinger standen sie plötzlich im Fenster. Für Franz Kramer war's die Hand der Heimat, die sich aus dem Boden reckte und schwor. Schwor? Ei, was schwor sie denn?

Hm, die Eisenhütte hatte sich mit einem Kohlenbergwerk gegenüber unterhalten, über den Franz Kramer unterhalten.

„Der ist vielleicht da drüben schon gefallen," brummte der Förderturm und ließ einen Wagen in die Tiefe gleiten.

„Nein, er kommt zurück, dort im Zuge sitzt er," sagte das Eisenwerk und hob bekräftigend die drei Schornsteinfinger.

Der Franz Kramer wunderte sich, daß die Kamine plötzlich schief im Fensterrechteck standen. Aber da merkte er am Bremsen unter seinen Füßen, daß der Zug eine schiefe Ebene abwärts fuhr. „Aha, der Zug steht schief, nicht die Kamine," dachte er lächelnd. Und trotzdem

er kein vergleichender Philosoph war, sondern nur ein einfacher Soldat, kam es ihm dunkel zum Bewußtsein, daß es einem mit dem eigenen Urteil über andere ähnlich gehen könnte wie mit den schiefen Essen.

Rrrr — ging's um eine Biegung. Eilig liefen die Essen aus dem Fenster. Andere tauchten auf — viele, viele. Sie schwenkten schwere, schwarze Fahnen, wie zum Gruße: „Ah, der Franz Kramer! Guten Tag, da bist du ja wieder!"

Beinahe wäre er aufgestanden, um wie vor Heimatsvorgesetzten stramm zu stehen: „Zu Befehl, da bin ich — Streifschuß, rechter Fuß — ein wenig steif — in vier Wochen, meint der Doktor, könnte ich wieder marschieren — vielleicht in drei schon, oder zwei —"

„Meint der Doktor?" fragte der längste Schornstein.

„Nein, ich, Herr — Herr Oberst!"

Ja, ein Oberst schien jener riesige Kamin dort drüben auch zu sein. Oh, den kannte er! Und auch das Regiment der kleinen Schlote. Und die drei Fördertürme mit den schnurrenden Rädern an der Stirne. Es wurde ihm so heimatlich, dem Franz Kramer.

Aber halt — wenn's nur ein Bild war, ein Kinobild etwa, ein künstliches? Geschwind ließ er das Fenster herab. Hämmergedröhn brauste herein. So, jetzt war's doch klar, daß —

Aber halt — auch Hämmerdröhnen machen sie jetzt künstlich nach im Kino, hinter der Leinwand. Da stand er auf und streckte den Kopf über das „Hinauslehnen verboten!" weit in die Luft und sog sie ein. Ah, das war der feinsäuerliche Geruch der westfälischen Heimat — der westfälische Gestank, sagten sie wo anders — das war der alte Arbeitsgeruch der hämmernden Heimat! Nein, den konnten sie in keinem Kino nachahmen, diesen



eisenkohligen Duft, nach dem sich seine Nase so oft gebläht hatte, wenn er draußen in den fremden Schützengräben gelegen hatte.

So lange sog er sie ein, die heimatliche Luft, bis ihn sein rechter Fuß vom Stehen schmerzte. Dann saß er wieder still in seiner Ecke.

Es wurde dunkler. Irgendwo wurde der Zug aufgehalten. Da stand er auf offener Strecke gegenüber einer Koks-batterie. Franz Kramer zählte. „Zweiunddreißig,"

sagte er laut. Er freute sich über die stramme Reihe. Der Zug hielt immer noch. Die Koksbatterie verschwamm. Auf einmal ein leichtes Klirren. Ein schmaler Koksofen tat sich auf. Ein gewaltiger, fertiggebrannter Kokskuchen schob sich langsam über die Arbeitsplattform. Es sah aus wie ein fürchterlicher glühender Lindwurm. Nein, nicht wie ein Lindwurm. Die neue Industrie gebiert Gestalten, die wir nicht vergleichen können. Der Kuchen starrte rußigrot in die Nacht. Dann zischte er auf. Wasserstrahlen drangen auf ihn ein. Arbeiter löschten ihn ab. Aber es sah aus, als speie das glühende Koksticr selber die weißen Strahlen nach links, nach rechts ...

Ganz wohlig ward es dem Franz Kramer bei dem vertrauten Anblick. Und dann überkam ihn die sonderbare Überlegung, daß sein eigenes Herz beim Kriegsbeginn gleich einem glühenden Kokskuchen in das Feindesland hingefahren war. Aber alle Wasserstrahlen der Mühen und der Fährlichkeiten draußen hatten es nicht löschen können. Es glühte heute noch wie am ersten Tage.

Der Zug war längst weitergefahren. Hinein in die heckenumsäumten Wiesen des Münsterlandes. Gleich würde seine Heimatstadt kommen. Was wohl seine Leute sagen würden, wenn er plötzlich daherkäme, seine Frau, seine Mutter, sein Bruder, seine Schwester? Keinem hatte er's geschrieben. Er hatte es sich gar zu schön gedacht, so auf einmal unter der alten Türfüllung zu stehen: „Na, wie geht's euch, Kinder ...?"

Ja, heute abend würde er das noch erleben. Und beim Einfahren des Zuges stellte er sich das zum zwanzigsten Male still und lächelnd vor.

Dann stieg er aus. Den langen Bahnsteig hinkte er vor.

„Darf ich Ihnen helfen?" — „Bitte, wollen Sie sich auf meine Schulter stützen?" — „Nein, auf meine, bitte!"

Aber er lehnte alle Anerbietungen der Krankenschwestern freundlich ab. „Nein, nein, es geht schon so."

Jetzt durch die Sperre links, dann rechts hinüber, dann die zweite Querstraße an der Ecke — na, würde sein Weib Augen machen! Und die anderen — schade, daß der kleine Fritz schon schlafen würde!

„Darf ich bitten, mit mir zu gehen." Ein Offizier hatte es höflich zu Franz gesagt und, ihn leicht am Rockärmel fassend, neben drei anderen Soldaten aufgestellt, die auch mit diesem Zug gekommen waren. Dann kam noch ein fünfter — ein sechster. Und dann gingen sie langsam in die Kaserne, der kleine Trupp mit den verbundenen Armen, den hinkenden Füßen.

Keiner sagte ein Wort.

„Müßt euch nichts draus machen, Kameraden," sagte der Offizier, „es ist nur für diese Nacht, daß ihr in der Kaserne bleiben sollt — Personalfeststellung, weiter nichts. Morgen früh geht's dann zu Muttern und wohin ihr sonst wollt. — Kommt wohl alle von Flandern her? Muß höllisch heiß gewesen sein dort unten — sagt mal, wie steht es eigentlich dort unten?"

Kein bißchen kehrte er den Offizier heraus. Gleich wurden sie vertraut mit ihm. Und plaudernd ging es durch die Nacht dem Stadtwall entlang zur Kaserne.

In der Kaserne tauchte der Unteroffizier die Feder ein. „Gleich geht's zum Essen, Leute — es gibt was Gutes — habt ihr nichts gerochen? — Aber vorher muß ich euch noch in die Listen bringen — am besten ist's, ihr knöpft den Rock auf und legt mir die Erkennungsmarke vor, die euch auf der Brust hängt. Dann gibt's keine Hörfehler. — Der nächste also!"

Es ging alles rasch. Fünf Marken, die den Feldzug nächst dem Herzen mitgemacht hatten, klapperten



nacheinander auf dem Tisch. Metall auf Holz — es war, als würde ausbezahlt.

Der sechste war Franz Kramer.

„Na, und Sie? Wo ist Ihre Marke?“

„Zu Befehl — ist weggekommen.“

„Weggekommen? Wie soll denn 'n Ding wegkommen, das einem um den Hals hängt? Könnten ebensogut sagen, es sei Ihnen Ihre Leber weggekommen oder sonst was.“

„Zu Befehl — weiß selbst nicht, wie es ging. Wir kamen hart auf den Feind — Brust an Brust. Ein Griff riß mir die Uniform auf — wurde dann ohnmächtig — Blutverlust — Beinschuß — lag zwei Tage draußen — fand mein Regiment nicht mehr — und meine Erkennungsmarke war fort!“

„Gut — Sie kriegen eine neue Marke, morgen früh schon. Ein Soldat ohne Erkennungsmarke, das geht nicht, mein Lieber. Denken Sie mal, es vergißt einer in der Brüllerei da draußen seinen Namen — he, wie soll ich den dann in meiner Liste auffinden? — Na, Sie wissen ja den Ihren scheinbar noch — Franz Kramer, sagen Sie? — Ist gut — das andere seh' ich ja an Ihrer Uniform.“

Ein wenig unbehaglich schlief Franz Kramer doch in der Kaserne. War's die Erwartung auf das Wiedersehen morgen? War's ein Rest Enttäuschung? — Es war sicher, daß er manche Nacht im Schützengraben draußen besser geschlafen hatte als die erste Nacht in seiner Heimatstadt. Lange Stunden lag er wach und starrte gegen das Fenster. Dort draußen stand der Krieg und schlug seinen Mantel zurück: Sieh her, Franz Kramer, das hast du erlebt und das und das ...

Endlich, gegen Morgen, schlief er ein. Man weckte ihn nicht. Es war heller Tag, als er erwachte. Nun aber rasch — einer half ihm in die Hose, alles andere

konnte er sich selber tun. Dann nochmals zum Unteroffizier ins Wachlokal.

Der gab ihm einen Schein. „Damit gehen Sie im Lauf des Tages ins Hospital III — lassen sich 'n bißchen nachsehen. Fehlen tut Ihnen ja weiter nichts als das bißchen Steifigkeit — was?"

Er hinkte über den Kasernenhof, ans Tor — da dröhnte es schon vom Marschschritt der Soldaten. Die schwenkten die Helme — Junge waren's, Ersatzmannschaften, die heute hinauszogen, die jetzt sangen und ihm zuwinkten:

„Wir hinaus — du herein!
Bald wird's wieder anders sein:
Wir herein — und du hinaus —"

Langsam nahm er die Richtung nach seiner Wohnung. Es war ein schönes Stück Weg dahin. An der Herzjesukirche kam er jetzt vorbei.

Die Herzjesukirche? War das nicht die, wo er gefirmt worden war? Hm ja, mächtig lange war er nicht hineingegangen. Die Tür stand ein wenig offen. Wie, wenn er doch mal 'n wenig hineinschauen würde? Mußte er nicht der Muttergottes danken dafür, daß sie ihn wieder heimkehren ließ in die Heimat? Hatte er das Beten nicht wieder gelernt da draußen, auf den Kampffeldern — auf eine besondere Art gelernt in den langen Nächten im Schützengraben unter dem gestirnten Himmel, im Jammer der Verwundeten, in stürmender Todesverachtung?

Da war er schon die Treppe hinaufgehinkt, hatte sich durch die halboffene Kirchentür geschoben und stand nun, ein wenig geblendet, in der halben Helle.

Er setzte sich auf die hinterste Bank. Etwas befangen

ging sein Blick rings um die Kirchenschiffe. Wie lange war es jetzt, daß er zum letzten Male —

Ach was, das war jetzt gleich! In diesen Zeiten schaut man vorwärts und nicht rückwärts.

Ja, das war noch der alte Altar. Links die milde Jungfrau, rechts der Petrus. Es flimmerte vom Altar her wie einst. Wie einst, da er noch als Knabe all den Glanz bewundert hatte.

Eine Frau in Trauerkleidern ging eilig an ihm vorbei. Nein, welche Ähnlichkeit die mit seiner Schwester Kathi hatte! Und die schwarze Frau dahinter — er hätte sie wahrhaftig für seine Mutter halten können!

Aber das war natürlich Unsinn. Weshalb sollten denn die beiden Trauer tragen? Er war doch ihr Einziger im Feld. Und daß er nicht gefallen sei, das würde er ihnen ja bald beweisen können.

Jetzt wurde es lebendig am Altar. Zwei Ministrantenknaben machten sich zu schaffen. Ein paar Leuchter setzten sie zurecht, einer zupfte an einem Tuch, der andere legte ein neues auf. Vorsichtig hoben sie ein Glöckchengestell herab.

Richtig, da kam ja schon der Priester. Und nun folgte Franz Kramer allen Handlungen mit steigender Aufmerksamkeit. Aha, eine Totenmesse war das also! Der heilige Ritus stieg aus seiner Knabenzeit empor. Plötzlich wußte er wieder alles. „Jetzt kommt das — und dann kommt dies — und dann das," sagte er halblaut bei jeder Handbewegung des Priesters und der Ministranten voraus. Und immer stimmte es. Er hatte nichts vergessen.

Aber mitten in der Messe und den Gebeten, die von dem Altar nur mit einem schwachen Gemurmel zu ihm in die letzte Bank drangen, schwand ihm das Schauen

und Hören plötzlich. Hinter die Messe zu sehen war er auf einmal imstande, und er war betroffen von der tiefen Gewalt, die auf ihn



überströmte, und die sich sonderbarerweise mit den Kämpfen da draußen symbolisch zu verbinden schien.

Die Priesterstimme rollte tief: Kanonendonner in der Ferne. Die Ministrantenknaben fielen mit ihren hellen Stimmen ein: Maschinengewehrfeuer. Feine Glöckchen läuteten scharf:

Trompetenbefehle gingen durch die Schlacht. — Auf einmal kam's ihm in den Sinn: War dies Vergleichen eine Sünde? Nein, Gott kam in vielerlei Gestalt. Er schreitet gleich durch eine Schlacht und durch eine Totenmesse. Gott war überall in diesen Tagen lebendig. Es war unmöglich, ihn nicht zu sehen. Zu weit hatte er den Mantel zurückgeschlagen.

So — nun wollte er noch rasch zum Marienbildnis vorgehen, wo er als Knabe immer saß. Wie er leise vorging, sah er schief in zwei, drei Bänke hinein, die allein besetzt waren. Sicher waren das die Angehörigen von dem, dem diese Totenmesse galt.

Er fuhr zurück — das Blut schoß ihm ins Auge: das dort waren wirklich seine Leute, alle seine Leute. Die Mutter, die Schwester Kathi, der Bruder Fritz. Und ganz am Ende, die zutiefst gebeugt war, das war die Anna, seine Frau. Und alle waren sie schwarz, ganz schwarz! Wie war es denn nur möglich? Und da auf der anderen Bank, saßen da nicht alte Freunde? Ja, das war der Gradmann, der Peterhofer, der Maibach! Und wie kam denn der Schlosser Krell auch dazwischen? Das war doch sein Feind, sein ärgster Feind, der ihn seit Jahren nicht mehr ansah! Und ihnen allen sah man an der Haltung an: das war keine Förmlichkeit, die sie in diese Bänke schob und niederdrückte, das war Trauer, echte, tiefe Trauer.

Es wurde ihm ein wenig wirr im Kopf. Weshalb saßen alle seine Leute in der Totenmesse? Ach, vielleicht war es nur ein Traum? Vielleicht lag er jetzt in Wirklichkeit in einem Unterschlupf des Schützengrabens und war eingeduselt zwischen zwei Gefechtspausen? Gleich würde er erwachen — gleich! Er wußte schon, wie er's machen mußte. „Dummes Zeug!" würde er jetzt laut

rufen, dann würde er von selbst erwachen. Und wahrhaftig, der Soldat Franz Kramer öffnete jetzt den Mund und sagte: „Dummes Zeug!"

Aber eben hatte der Priester mit einem tiefen Meßgesang eingesetzt, und das Wort des Franz Kramer ertrank in dem Gesang.

Aber ein Traum war's doch! „Ich will mein Gesicht einen Augenblick lang abwenden, der Mauer zu," dachte er, „und wenn ich dann zurückschaue, ist's doch der Unterschlupf im Schützengraben — es kann ja gar nicht anders sein."

Und wie er jetzt auf die Mauer schaute, sah er dort einen geschriebenen Zettel angeschlagen: „Totenmesse um zehn Uhr für Franz Kramer, gefallen vor Ypern."

Er wurde noch verwirrter. Das war nun doch ein gar zu dummer Traum. Nein, so etwas: seine eigene Totenmesse im Schützengraben zu träumen!

Nun wollte er sich aber scharf umdrehen, und dann mußte er erwachen. Hm, oder sollte er es nicht lieber doch sein lassen? Denn schließlich ist ein Schlaf im Schützengraben zwischen zwei Gefechten ein köstliches Ding, das man sich nicht selbst zerstören sollte. Früh genug würde ihn der Unteroffizier auf die Schulter klopfen und sagen: „Kramer! Die Reihe ist an dir! Den Posten rechts an der Tanne abgelöst! Vorwärts — nicht so langsam!" Und dann hätte er wieder fünf Stunden lang, Gewehr im Anschlag, im klatschenden Regen neben der Tanne zu liegen — nein, nein — da war's schon besser, nicht aufzuwachen und so lang zu schlafen als nur möglich.

Eine ganze Weile hielt er den Kopf der Mauer zugewandt und lernte die Anzeige seiner eigenen Totenmesse auswendig. Dann wurde ihm der Kopf fast steif.

Nein, es war doch zu langweilig, dieser Traum. Lieber noch aufwachen!

Und unter dem Messegeklingel wandte er den Kopf scharf zurück. Aber da saßen sie immer noch voll Trauer in den Bänken und wankten nicht und wichen nicht aus seinem Traume.

Jetzt wurde er ungeduldig. Er richtete sich stramm auf. Nein — das war kein Traum mehr! Geradeaus ging er auf die Frau zu, die den Kopf am tiefsten gebeugt hatte. Und mitten in die hellen Stimmen der Ministranten fiel seine Stimme, fest und schwer: „Anna!"

Die schwarze Frau zuckte auf. „Franz!" schrie sie auf, „Franz!" Und wie vor einem Geiste wich sie in der Bank zurück. Die Hände hob sie, halb wehrend, halb verlangend*).

Andere Stimmen erhoben sich. Entsetzen starrte den Soldaten aus den Bänken an. Der Priester hatte sich umgewandt. Fragend schaute er und seine Ministranten auf den Lärm, von dem er nichts verstand.

Die Mutter hatte sich zuerst erholt. Am Ärmel hatte sie den Soldaten gepackt, über die Stirne war sie ihm gefahren, zu der kalkweißen Tochter hatte sie sich niedergebeugt. „Er ist es," sagte sie, „er ist's wirklich, Anna!"

„Nicht tot? — Kein Geist? — Wirklich der Franz?" scholl es durcheinander.

Jetzt war der Pfarrer herangetreten. Er hatte verstanden.

„Wie wunderbar," sagte er ruhig, „wie wunderbar! Der Totgemeldete ist wieder lebendig geworden. Kommt, Kinder, wir wollen die Messe zu Ende lesen, die Auferstehungsmesse!"

---

*) Siehe das Titelbild.

Und dann saß während des letzten Messeteiles ein schwarzes Weib dort vorne in der Bank neben einem Soldaten und hatte seinen Arm fest umschlossen, fast umkrallt. Und während die Messeglöckchen zum letzten Male silbern durch das hohe Kirchenschiff jubelten, sah sie unter Tränen zu ihm auf ...

Es war noch am gleichen Vormittage, daß sie ihm, noch immer verwundert durcheinanderredend, eine blanke Erkennungsmarke und einen kleinen Lederbeutel zeigten, die ihnen das Regiment vom gefallenen Soldaten Franz Kramer zugeschickt hatte.

Ich gab mein Leben!

Roman aus dem Jahre 1914 von Henriette v. Meerheimb

(Nachdruck verboten)

Ein silbergrauer Märzhimmel hing über dem Berliner Tiergarten. Wie feine Federzeichnungen hoben sich die noch kahlen Baumzweige von dem mattgetönten Hintergrunde ab. Braunes vorjähriges Laub bedeckte den Boden. Von den gutgehaltenen Wegen war jedes dürre Blatt sorgsam fortgeharkt. Auf den Beeten vor den zahlreichen Bildsäulen blühten die ersten Frühlingsblumen, goldgelbe Krokus, Hyazinthen, tiefviolett oder von müdem Blau.

Joachim v. Königstein blieb stehen und nötigte dadurch seinen Begleiter, der gleich ihm die Generalstabsuniform trug, ebenfalls haltzumachen.

„Ein gräßliches Gehen hier in diesem Tiergarten. Man ist immer gleich am Ende," sagte er ungeduldig. „Und die Hand bringt man kaum von der Mütze."

„Freilich, wer so lange wie du in Berlin gestanden hat, der ist bekannt wie ein bunter Hund," pflichtete Hauptmann v. Diefenbach bei. „Außerdem ist jetzt die Kriegsakademie aus, und jeder Leutnant trabt seiner Futterstelle Berlin W zu, abgeholt von seinem lieben Frauchen, der man die Provinz von hinten, vorn und seitwärts am Kleidersitz anmerkt. Sieh dir mal das Pärchen vor uns an! Himmel, jetzt faßt sie ihn auch noch unter! Kinder, Kinder, auch ohne dies sieht man euch das Ackerbürgerstädtchen genau an."

„Ich kann nicht darüber lachen," wies Königstein ab. „Die beiden sind gewiß glücklich und zufrieden miteinander. Was macht's da, ob sie ‚schick' aussieht oder nicht. Wenn sie ihrem Mann nur gefällt."

„Das sagst du, der die eleganteste Frau in Berlin ausführt, der alles zu Füßen liegt?"

„Vielleicht gerade deswegen." Eine senkrechte Falte lag wie ein scharfer Strich zwischen den Brauen des jungen Offiziers bei dieser Antwort.

Diefenbach warf einen raschen Blick auf das schöngeschnittene Gesicht des Freundes.

Sollten die unbestimmten Gerüchte über Königsteins Ehe mit der reizenden Engländerin auf Wahrheit beruhen? Bisher glaubte er, der viel im Hause des Freundes verkehrte, nie recht daran. Königstein war durch seinen Beruf ausgefüllt. Die junge Frau beschäftigte sich hauptsächlich mit Geselligkeit, Reiten und Tennis. Das mochte beide etwas auseinandergebracht haben. An eine ernste Uneinigkeit wollte er, der gern alles von der besten Seite ansah, nicht denken. In jeder Ehe gibt's Zeiten, wo man sich näher oder ferner steht. Das zieht sich nachher von selbst wieder zurecht.

Georg v. Diefenbach hing sehr an seinem Freunde und war aufrichtig entzückt von dessen schöner Frau.

„Lady Isabel", wie sie sich gern nennen ließ, spielte in der Berliner Gesellschaft eine gewisse Rolle. Sie war hübsch, reich, lebenslustig und Engländerin! Das genügte, um ihr überall eine besondere Stellung zu geben. Für den Reiz des Auslands, vor allem aber Englands, war die Residenz Berlin lange Zeit sehr empfänglich.

Der Haushalt des jungen Paares, nach englischem Vorbild geführt, gefiel allen, die dort verkehrten. Auf großzügige Gastlichkeit war alles gestimmt in dem geschmackvoll eingerichteten Heim Königsteins, an der auch heute noch vornehmen, wenn auch nicht mehr so behäbig würdevollen Bellevuestraße. Diefenbach wußte

das und hätte sich dem Freunde gerne, wie schon oft, ohne vorherige Ansage zum Essen angeschlossen, aber der strenge, wie versteinerte Ausdruck in Königsteins Zügen ließ ihn die Bitte nicht aussprechen.

„Willst du nicht mit heraufkommen?" fragte Königstein, da Diefenbach an der Haustür zögerte.

„Aber gern! Wenn ich nicht störe?"

„Im Gegenteil ... meine Frau wird sich freuen, wenn sie zu Hause ist. Was ich freilich nicht weiß."

„Besprecht ihr das nicht?"

„Nein."

Königstein öffnete mit dem Drücker die Tür und ließ den Freund eintreten.

Dieser Vorsaal unterschied sich wesentlich von den Fluren anderer Berliner Wohnungen, die, meist nach einem Muster gebaut, etwas merkwürdig Unpersönliches an sich haben. Hier war durch das Herausnehmen verschiedener Wände ein großer runder Raum geschaffen worden, den hellgestrichene Korbsessel in allen Farben und Formen, bunte Cretonnebespannung der Wände sehr freundlich und wirklich einer Halle in einem englischen Landhause ähnlich erscheinen ließen. Auf den runden Tischen lagen Bücher und Zeitungen, standen grellgrüne, dickbauchige Mistelvasen, mit gelben Narzissen und Mimosenzweigen gefüllt. Ein Geruch von Sauberkeit und frischen Blumen hing über allem.

Ein glattrasierter, schwarzgekleideter Diener nahm den Herren die Mäntel ab.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?" fragte Königstein.

„Mylady ist noch nicht zurückgekehrt."

„Und der Junge?"

„Master Herbert ist mit der Nurse im Tiergarten."

„Sie können anrichten."

„Zu Befehl.“

Der Diener verschwand.

„Diesem Esel beizubringen, daß er von der ‚gnädigen Frau‘ und nicht von ‚Mylady‘ sprechen, und daß er den Kleinen nicht ‚Master Herbert‘ anreden soll, das geht über Menschenkraft,“ sagte Königstein mit ärgerlichem Lachen. „Es lohnt nicht mehr, in mein Zimmer zu gehen, Diefenbach. Bleiben wir hier!“ Er schob dem Freunde einen der Korbstühle näher und setzte sich auch.

„Hm ... komisch klingt's,“ meinte Diefenbach. „Aber schließlich ist's ja egal.“

„Nein, es ist nicht egal.“ Königstein runzelte die Stirn. „Es ist bezeichnend! Isabel ist eben Lady Isabel geblieben und nicht meine Frau geworden.“

„Man sagt, die Engländerin bleibt immer Engländerin, auch wenn sie ihr ganzes Leben in Deutschland verbringt,“ warf Diefenbach hin. „Darin liegt vielleicht die Größe dieser Nation.“

„Diese Nation besitzt keine Größe, sie hat nur Machtgelüste und kennt nur schnöden Eigennutz. Glaube mir, die Frauen täten besser daran, deutsch zu werden, anstatt englisch zu bleiben, das heißt vor Eigendünkel aufgeblasen und zugleich in Habgier verknöchert zu sein.“

„Das laß Lady Isabel nicht hören!“ lachte Diefenbach. „Hast du unangenehme Erfahrungen in ihrer Familie gemacht?“

„Jawohl. Die sind genau wie alle anderen, die ich kennen lernte,“ entgegnete Königstein finster. „Mit den wenigen Vorzügen und den großen, ja unerträglichen Nationalfehlern behaftet. Der alte Lord Donald, Isabels Vater, war ein vornehmer Mann, auf den das oft mißbrauchte Wort ‚Gentleman‘ wirklich paßte. Aber

sein Sohn und Erbe, der jetzige Lord Donald, dessen Haus ich nicht wieder betrete, ist ein herzloser Selbstsüchtling. Während meines Aufenthalts in England, beim Begräbnis des alten Lords, kam es bereits zwischen uns zum Krach."

„Weshalb denn?"

„Eigentlich nur, weil ich Deutscher, preußischer Offizier bin. Die Heirat seiner Schwester war Lord Donald von jeher zuwider. Natürlich spitzt sich das nun, nach des Vaters Tode, noch mehr zu. Unsagbar peinlich ist's mir, daß Isabel jetzt von ihrem Bruder die Zulage annehmen muß, die ihr früher der Vater gab. Ich selbst gebrauche zwar keinen Pence des englischen Geldes, sondern richte mich mit meinem kleinen Vermögen und dem Gehalt ein. Aber der ganze Haushalt wird doch von Isabel bestritten. Das ist mir unerträglich. Dem mache ich ein Ende."

„Wie denn? Kannst du Lady Isabels Bruder zur Herausgabe des Vermögens bewegen?"

Königstein lachte bitter. „Da kennst du die Herren Engländer schlecht! Eine deutsche Familie bereichern? O no ... Das bleibt alles sicher auf der Londoner Bank liegen. Isabel bekommt die Zinsen, die Verfügung über das Kapital steht nur dem jetzigen Lord zu. Wir sind ganz von ihm abhängig. Beliebt es ihm, eines Tages nicht mehr zu zahlen, so kann ihn niemand dazu zwingen. Und siehst du, das abzuwarten, dazu habe ich keine Lust!"

Diefenbach sah den Freund erstaunt an. Er las einen festen Entschluß in Königsteins gespannten Zügen. „Aber wie wollt ihr denn in Berlin leben — verwöhnt wie Lady Isabel ist?"

„Sie muß ihre Ansprüche zurückschrauben und end-

lich einsehen, daß sie nicht mehr Lord Donalds Tochter, sondern eines einfachen deutschen Offiziers Frau ist."

„Wie willst du ihr das jetzt, nach vierjähriger Ehe, noch klarmachen?"

„Ich habe freilich viel versäumt. Aber ich hole es nach."

„Ein bißchen spät."

„Never too late to mend," heißt ein englisches Sprichwort. „Es ist nie zu spät, sich zu bessern."

„Ihr könnt doch nicht auf einmal in eine kleine billige Wohnung ziehen und allen Verkehr abbrechen? Soll Lady Isabel in der elektrischen Bahn anstatt im eigenen Auto fahren? Ihr Kind selber warten und nicht mehr eine englische Nurse halten?"

„Das richtigste wäre es. Aber ich gebe zu, daß eine Veränderung unseres Lebens, wie ich sie vornehmen muß und will, sich in derselben Stadt, in den gleichen Verhältnissen sehr schwer durchführen läßt. Demnächst muß ich aber eine Schwadron bekommen."

„In der Garde ist dir eine sicher. Ihr seid zwei geschätzte und bewunderte Persönlichkeiten in der Berliner Gesellschaft."

„Sehr verbunden. Aber diese verehrte Gesellschaft wird sich in Zukunft ohne uns behelfen müssen. Ich bitte um eine Schwadron in einer kleinen Garnison. Am liebsten in Ostpreußen. Da bin ich meiner Heimat Karwinden nahe und kann meiner Mutter, die sich halbtot arbeitet, um uns den Besitz zu erhalten, zur Seite stehen."

„Wirst du Berlin nicht entbehren? Die ‚große Bude', wobei kein Zivilist an den Generalstab denkt, ist zwar manchmal verwünscht ledern! Herrgott, wenn ich noch an die Schufterei in der Eisenbahnabteilung denke!

Wahnsinnig konnte man bei der Rechnerei werden. Aber großartig ist's doch, wie das alles klappt. Der Krieg nach allen möglichen Seiten ist fertig ausgerechnet. Der wird sich wie auf dem Schachbrett abspielen. Wie wird dir denn das vorkommen, wenn du da auf einmal nicht mehr mitspielen, nicht mehr mit Armeen manövrieren, sondern nur noch deine Schwadron reiten lassen darfst?"

„Darauf freue ich mich gerade. Und den ganzen anderen Klimbim lasse ich auch billig ab, wenn ich dafür mit der Büchse über der Schulter durch Ostpreußens Wälder streifen kann. Ich hab' immer Heimweh gehabt nach den stillen dunklen Seen, den ernsten stummen Wäldern. Ach ja, mal wieder ein weiter Ritt über langausgebreitete Felder und Heimatluft um die Stirn ..."

„Und Lady Isabel?"

Königsteins eben noch strahlend heiteres Gesicht wurde wieder ernst. „Ja, das gibt einen harten Kampf," sagte er nach einer Weile. „Ich will dir nur eingestehen, daß diese zarte blonde Frau einen eisernen Eigensinn besitzt. Man kann ihren Willen höchstens zerbrechen; aber es ist nicht unmöglich, daß auch unsere Ehe dabei mit in Stücke geht."

„Das wäre ja entsetzlich! Das darf nicht sein! Wenn ich an deine Seligkeit denke, als du mir deine Verlobung erzähltest — Joachim, ein Ausweg muß sich finden! Lady Isabel wird dir gewiß entgegenkommen und einiges in ihrer Lebensweise ändern, was dir nicht gefällt."

Königstein lachte nur kurz auf. „Man sieht, du hast noch nie mit einer Engländerin gelebt," sagte er nach kurzem Stillschweigen. „Du kennst ihre Art nicht, alle Bitten, Wünsche, schließlich Befehle einfach unbeachtet

zu lassen, für ein flehendes Wort meist ein überlegenes Lachen, für ein ärgerliches ein Hochziehen der Augenbrauen, ein Achselzucken zu haben. O shocking! Ein Gentleman darf doch nicht heftig werden! Aber lassen wir dies Thema!"

Der Diener kam herein und meldete: „Mylady ist zurückgekehrt und erwartet die Herren im Speisezimmer."

„Also bitte ..."

Isabel, in einem kurzen, sehr engen, myrtengrünen Tuchkostüm, das die anmutige Schlankheit ihrer Figur vorteilhaft hervorhob, kam den Herren entgegen. Sie gab Diefenbach die Hand und nickte ihrem Mann, den sie heute zum ersten Male sah, flüchtig zu.

Diefenbach bewunderte die junge Frau. Wie hübsch sie wieder aussah in diesem einfachen Kleid, dessen Kostbarkeit seine männliche Unkenntnis auch nicht einmal ahnte! Der klare Frühlingssonnenschein, der durch das breite Fenster hereinfiel, ließ ihr hellblondes, sorgfältig gepflegtes Haar silbern schimmern und beleuchtete scharf ihr feingeschnittenes Gesicht mit der zarten, weißen Haut und den großen, steingrauen Augen. Isabels Haar erregte immer aufs neue Diefenbachs Entzücken. Es war in tiefe, lockige Scheitel geordnet und lag, in einem kunstvollen Knoten zusammengefaßt, schwer im Nacken.

„Wie hübsch, daß Sie mitgekommen sind! Als ob ich das geahnt hätte, so sehr beeilte ich mich mit meinen Besorgungen," sagte Isabel heiter. Sie nahm oben am Tisch zwischen den beiden Herren Platz.

„Was die Damen nur immer zu besorgen haben?" meinte Diefenbach. „Wenn Sie telephonieren, schickt man Ihnen doch alles ins Haus!"

„Ja, bei gewöhnlichen Dingen geht das. Aber wir

haben doch einen Basar, dem die Prinzeß August Wilhelm vorsteht. Das wird reizend werden," erzählte Isabel. „Es ist ein förmlicher Wettstreit, wer seinen Tisch am hübschesten schmücken kann. Ich werde einen Frühstückstisch herrichten, wie man ihn in England am Ostersonntag liebt. Alles mit weißen Veilchen und rosa Anemonen geschmückt, dazwischen Osterhasen im Grünen. Das Porzellan wiederholt das Blumenmuster. Ich habe schon nach London darum geschrieben. Heute abend werde ich mit den Damen unsere Festkleidung bereden."

„Hast du Besuch heute abend?" fragte Königstein. Er richtete zum ersten Male das Wort an seine Frau. Bisher aß er vollkommen schweigend das von zwei Dienern geräuschlos aufgetragene Essen.

„Aber das weißt du doch! Wir haben ein kleines Diner."

„Das erste, was ich höre. Ist meine Gegenwart notwendig? Sonst gehe ich nämlich in die Militärische Gesellschaft; dort wird ein Vortrag gehalten, den ich hören möchte."

Eine leichte Röte stieg in Isabels Gesicht. Ihre ein wenig zu kurze Oberlippe zuckte. „Deine Anwesenheit ist nötig," antwortete sie rasch. „Ich habe lauter gute Freunde eingeladen, die sich wundern würden, wenn du fehltest."

„Wer kommt, wenn ich fragen darf?"

„Von der englischen Botschaft einige Herren und Damen, Wimbletons und einige Offiziere deines alten Regiments. Ich zeige dir nachher die Liste."

„Kommt Mr. Fitz James auch?"

„Gewiß, den werde ich doch nicht auslassen."

Königstein sagte nichts. Aber Diefenbach merkte, daß er nur schwer eine Antwort niederrang, die Lady

Isabel wohl kaum gefallen hätte. Um von diesem offenbar gefährlichen Thema abzulenken, fragte er, ob er sein Patchen Herbert nicht sehen könne. Da der Diener gerade die Früchte und die Fingerschalen herumreichte, gab Isabel ihm den Auftrag, Master Herbert aus der Nurserie hereinzuholen.

Nach kurzer Zeit, in der nur Lady Isabel, wie es Diefenbach vorkommen wollte, etwas hastig und aufgeregt plauderte, erschien Master Herbert in einem weißwollenen Kittel und ganz kurzen Höschen. Er lief sofort auf seinen Vater zu, der ihn auf seine Knie hob und eine Weintraube in die verlangend ausgestreckten Händchen legte. Es war ein entzückendes Kind mit den großen braunen Augen des Vaters, den zartgeschnittenen Zügen der Mutter, ihrem hellblonden Haar. Auch die zu kurze Oberlippe hatte er von ihr geerbt. Aber dieser kleine Schönheitsfehler gab dem hübschen Frauen- und dem süßen Kindergesicht einen ganz eigenen Reiz. Man fühlte sich immer versucht, das etwas offene Mündchen mit einem Kuß zu schließen. Das Plaudern des Kleinen, der ein herziges Gemisch von Deutsch und Englisch sprach, befreite alle etwas von dem Druck, der über ihnen lag. Denn auch Diefenbach fühlte sich heute nicht behaglich in dieser wie elektrisch geladenen Luft.

Im Salon knisterte ein helles Holzfeuer und warf zuckende Lichter über die mit großblumigem Seidenstoff bezogenen Armstühle und die weiß oder hellgrün lackierten Möbel. Die großen Stehlampen trugen alle scharfrote Schirme, die grell zwischen den weichen matten Farben aufleuchteten. An den mit blaßgelber Libertyseide bespannten Wänden hingen nur wenige schön und zart gemalte Aquarelle.

Isabel wollte den Kleinen auf einen Schaukelstuhl

heben, den er besonders liebte, aber Königstein zog ihn schnell zu sich heran. „Es ist die einzige Stunde am Tage, in der ich meinen Jungen sehe," sagte er, halb entschuldigend. „Sonst ist er immer gerade ausgegangen, oder er wird gebadet, oder er soll schlafen."

„Ein Kind muß regelmäßig leben," entgegnete Isabel gelassen. Sie hielt eine Zigarette zwischen den Zähnen und blies den Rauch in kurzen Stößen durch ihr Näschen. „Das ist gesünder als durch den Mund," erklärte sie.

„Sieht aber unschön aus," bemerkte Königstein.

„Findest du?" Sie blinzelte ihn unter den sanft aufgebogenen langen Wimpern spöttisch an. „Mr. Fitz James findet, es stände mir reizend."

„Und dessen Urteil ist natürlich maßgebend?"

„Maßgebend ist mir kein Urteil. Nur mein eigenes erkenne ich an." Isabel hob ihren hübschen blonden Kopf und sah in diesem Augenblick so unbeschreiblich hochmütig aus, daß Diefenbach trotz seiner Bewunderung für die reizende Frau sehr gut begreifen konnte, daß Königstein sich manchmal schlagrührend über sie ärgern mußte.

„Noch eine Tasse Mokka?" fragte Isabel freundlich. Für gewöhnlich bot sie ihren Gästen nie etwas an. Das überließ sie der Dienerschaft. Wer nehmen wollte, der nahm, wer nicht mochte, ließ es eben bleiben. Aber bei Herrn v. Diefenbach, dessen Vorliebe für starken Kaffee sie kannte, machte sie manchmal eine Ausnahme.

„In die Tassen geht ja auch nur ein Fingerhut voll," entschuldigte er sich.

Isabel lachte. Ihr Lachen klang wie das Gurren einer Waldtaube, nur nicht ganz so harmlos. Ein klein bißchen Spott tönte immer mit. „Oh, Sie möchten

auch eine große Tasse, und die ganz voll mit hellem, dünnem Kaffee? Das ist deutsch. Ich habe auf meiner Hochzeitsreise Joachims Mutter besucht und gesehen, wie ein deutscher Kaffeetisch sein muß.“ Sie lachte wieder lustig. „Der Kaffeekanne setzt man eine gestrickte Wollmütze auf ... die Tassen sind so groß wie kleine Waschschalen, und in der Mitte steht ein Korb mit ... wie heißt das gleich? Nicht Toast ... o Zwieback, jawohl Zwieback, und die werden in den dünnen Kaffee eingetaucht und so weich und feucht gegessen ...“ Sie schüttelte sich. „Die Zuckerdose war abgeschlossen. Nein, ich übertreibe nicht, wahrhaftig, sie wurde zugeschlossen. Den Schlüssel trägt meine Schwiegermutter, glaube ich, an einer Gummischnur um den Hals ...“

„Ich verbitte mir unehrerbietige Reden über meine Mutter,“ brauste Königstein auf.

Seine Worte klangen so schroff, daß Diefenbach peinlich berührt zusammenzuckte.

Isabel sah ihren Mann ruhig an. „Wir sind in meinem Salon und nicht in der Kaserne,“ sagte sie mit Nachdruck. „Auch das ist deutsch, Herr v. Diefenbach. Der deutsche Ehemann ist nicht galant. Er spricht mit seiner Frau in demselben Ton wie mit seinem Reitknecht. Komm, Baby!“ Sie hob das Kind von Königsteins Knien herunter und ging mit ihm zur Tür. „Herbert soll zu seiner Nurse, und ich will mich umziehen. Um fünf Uhr muß ich bei der Gräfin Burgwald zum Nachmittagstee sein.“

„Wir haben doch heute abend Gäste?“ wandte Königstein ein.

„Was folgt daraus?“ Sie warf ihm die Frage nachlässig über die Schulter zu. „Um neun Uhr speisen wir

erst. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Zettel mit den Namen der Gäste. Du kannst inzwischen die Tischordnung machen."

„Du wirfst sie hinterher regelmäßig um."

„Weil du die Gäste immer so setzest, wie sie sich gewiß nicht unterhalten."

„Ich setze sie ihrem Range nach."

„Dies ist aber ein Freundesessen, ein runder Tisch, ganz intim, kein Kasinofest mit Exzellenzen. Wir brauchen eigentlich gar keine Tischordnung. Laß das nur! Sechzehn Personen sind wir. Ich behalte das im Kopf, wie wir sitzen werden. Wenn Sie wollen, Herr v. Diefenbach, nehme ich Sie in meinem Auto mit."

„Danke tausendmal, gnädige Frau. Wenn Sie gestatten, rauche ich noch mit Ihrem Mann eine Zigarre in seinen Räumen."

„Gern. Bitte um gute Nachrede!"

Diefenbach verbeugte sich lächelnd. Königstein verzog keine Miene. Als die Tür sich hinter Isabel und dem Kind geschlossen hatte, drückte er mit einem japanischen Aufschneider seinen glühenden Zigarettenrest in der Metallschale aus. „Verzeih, wenn ich ungastlich bin und dich allein lasse, Georg," sagte er in einem seltsam kurz abgebrochenen Ton zu Diefenbach. „Geh du in mein Zimmer, bitte. Da findest du Zeitungen, Zigarren — alles. Du bist hier zu Hause, nicht wahr? Ich muß einen langen Spaziergang machen. Am liebsten bestellte ich mir mein Pferd. Aber ich habe beide Gäule heute früh schon scharf 'rangenommen."

Diefenbach zögerte. Vielleicht war es taktlos, sich einzumischen; aber heute zum ersten Male fühlte auch er eine leise Gereiztheit gegen die Frau seines Freundes, der ihm leid tat. „Du nimmst das alles zu

schwer," sagte er halblaut, ein wenig unsicher. „Wenn man so jung und hübsch wie Lady Isabel ist, vergnügt man sich eben gern."

„Das ist es nicht," antwortete Königstein. „Aber ihre völlige Gleichgültigkeit gegen meine Ansichten, die kann und will ich nicht länger ertragen. Das ist ja, als ob man an einer gläsernen Wand hinauf sollte!" Seine Hand ballte sich. „Dem mache ich ein Ende, und zwar heute abend noch soll sie meinen Entschluß wissen."

„Na, danke schön. Das wird ein hübscher Festbeschluß," brummte Diefenbach. Er schüttelte dem Freund die Hand. Wenn Königstein diesen Zug um den Mund, diesen Ausdruck in den Augen hatte, dann half kein Zureden.

„Verhängnis, nimm deinen Lauf," dachte er unwillkürlich, als der Diener ihm in den Mantel half und mit einer Verbeugung die Flurtür aufriß.

* * *

Königstein verspätete sich bei seinem weiten Spaziergang. Er fand, als er nach Hause kam, keine Zeit mehr, um mit Isabel zu sprechen. Nachdem er noch schnell die wartende Ordonnanz mit der Mappe abgefertigt und den Überrock mit dem Waffenrock vertauscht hatte, ging er in den Salon hinüber und fand zu seinem Erstaunen Isabel dort bereits vor. Sie saß in einem tiefen Sessel. Ihr weißes Kleid lag in fließender Schleppe auf dem roten Teppich. Auf ihrem sorgfältig frisierten Kopf trug sie eine schmale Brillantspange, die, durch das schimmernde Blondhaar gezogen, dicht über der Stirn lag. Die zarte Schönheit ihres Gesichts, die wundervolle Linie ihres Nackens, die Anmut ihrer Haltung fielen Königstein auf und entzückten ihn, so oft er dies alles auch schon

gesehen und bewundert hatte. Wie einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen empfand er den Reiz dieser Frau, die sein war und ihm doch so fern stand. Körperlich nahe, seelisch durch Sternenweiten getrennt.

Er trat hinter ihren Stuhl und beugte sich über sie. Der Duft ihres Haares, ihres ganzen mit so großer Sorgfalt gepflegten jungen Körpers schmeichelte sich in seine Sinne. Sein Atem ging rasch. „Isabel!"

Sie wandte den Kopf. Ihre klaren grauen Augen sahen ihn kühl-freundlich an. „Nun? Ist die Laune besser nach dem langen Marsch?" fragte sie ein bißchen spöttisch.

„Isabel, ist es nicht töricht, daß wir uns so das Leben erschweren?" fragte er ernst. „Mit etwas Entgegenkommen von beiden Seiten müßten wir eine Einigung finden."

„Das denke ich auch," antwortete sie lebhafter. „Du kannst gleich beweisen, daß dir dein Vorsatz ernst ist."

„Nun, wie denn?" Er nahm ihre Hand und schob die vielen Ketten, goldenen Reifen und mit Brillanten besetzten Spangen an ihrem feinen Gelenk hin und her. „Übrigens sprach ich von gegenseitigem Entgegenkommen, du kleiner Trotzkopf."

„Fang du an!"

„Gut. Also, was wünschest du?"

„Daß du schnell, ganz schnell in dein Ankleidezimmer gehst und dir deinen Frack anziehst."

„Meinen Frack soll ich anziehen? Bei einem Essen hier bei mir im Hause? Hast du etwa die Absicht, nachher noch in ein kleines Theater zu gehen?"

„Nein. Dazu wird's wohl zu spät. Aber es ist eine häßliche Mode, sich zu Tisch zu setzen, wie wenn man zur Felddienstübung ausrücken müßte. In Eng-

land tut das kein Mensch. Jeder Offizier zieht die Uniform im Dienst, den Frack im Salon an."

„Wir sind aber nicht in England, sondern in Berlin. Das Ziviltragen ist uns verboten."

„Es ist manches verboten, was trotzdem täglich geschieht."

„Aber nicht bei mir im Hause."

„Und ich will nicht, daß es in meinem Salon" — Isabel betonte die letzten Worte scharf — „aussieht wie in einem Offizierkasino. Ich habe die Herren ausdrücklich gebeten, heute im Frack zu kommen."

„Das werden sie nicht tun."

„Ich glaube doch." Sie lachte triumphierend. „Ich habe auf die Einladungskarten geschrieben: ‚Mein Mann bittet darum.'"

Eine dunkle Röte schoß in Königsteins Stirn. Aber er beherrschte sich noch. „Warum hast du das getan? Um mich zu ärgern, zu blamieren? Oder nur um wieder einmal deinen Kopf durchzusetzen?"

„Gar nicht deswegen. Was du mir alles unterschiebst! Aber es kommen doch heute Damen und Herren von der englischen Botschaft. Die finden die Sitte auch abscheulich, daß in Berlin die Offiziere sich in demselben Anzug an einen Tisch mit Damen setzen, in dem sie auch zu Pferde steigen. Um derentwillen tat ich es."

Königstein sah nach der Uhr. „Leider ist es schon zu spät, sonst würde ich den Offizieren telephonieren, sie hätten in Uniform zu kommen. So werde ich mich vor ihnen entschuldigen, daß du dir einen Scherz erlaubt oder dich verschrieben hättest. Was deine englischen Freunde betrifft, so ist es mir ganz egal, ob ihnen unsere Uniform, unseres Kaisers Rock gefällt oder nicht.

In meinem Hause werden sie sich jedenfalls zum letzten Male darüber geärgert haben."

„Was soll das heißen?"

„Das werde ich dir, wenn unsere Gäste fort sind, erklären, Isabel."

„Und du willst mir wirklich nicht den kleinen Gefallen tun, die häßliche Uniform abzulegen? Dieses Himbeerrot ist abscheulich!"

„Das Himbeerrot wird dich nicht lange mehr ärgern."

„Die anderen Uniformen sind auch nicht besser. Geh, zieh deinen Frack an, bitte! Dann siehst du gut aus, wie ein Kavalier — nicht wie ein Soldat. Nun, willst du es tun?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will und es auch nicht tun darf. Ich gebe kein schlechtes Beispiel."

„Welch ein schreckliches Land ist dies Deutschland!" seufzte Isabel. „Jeder befiehlt einem etwas. Alles ist verboten. Niemand ist frei. Es ist kein Land für Ladys und Gentlemen."

„Nein, es ist kein Land für Nichtstuer und eitle, oberflächliche Frauen," antwortete Königstein scharf.

„Ein Deutscher kann nie unpersönlich streiten. Er wird immer ausfallend, grob," meinte sie nachdenklich.

„Ich wundere mich nur, daß du bei dieser Auffassung einem Deutschen die Ehre antatest, ihn zu heiraten, Isabel."

„Ja, darüber wundere ich mich auch," gab sie ruhig zu. „Aber weißt du, ihr seid eine Nation, die täuscht. Man denkt, man kann euch beeinflussen, und lernt man euch näher kennen, so seid ihr wie von Stahl."

Ihre Bemerkung gab ihm zu denken. Sie tat öfter

solche treffenden Aussprüche, die bewiesen, daß unter der scheinbaren Oberflächlichkeit ihres Denkens eine scharfe Beobachtungsgabe und tiefes Verstehen lagen. Das war ja gerade der Jammer, daß alle Keime einer großangelegten Frauenseele in ihr schlummerten, die nur, von echt englischem Eigendünkel überwuchert, nicht hervorbrechen und aufblühen konnten. Würde es ihm jemals gelingen, sie zu ihrem besseren Selbst zu bekehren? Vielleicht konnte nur ein großes, schweres Schicksal die Wandlung vollbringen ... Das Schrillen der elektrischen Glocke überhob ihn einer Antwort. Gäste kamen.

Vier noch recht jugendliche Leutnante seines alten Regiments traten im Frack, mit weißer Tuberose im Knopfloch, sehr elegant, aber doch ein wenig befangen in den Salon. Ihre Entschuldigungen wegen ihrer unvorschriftsmäßigen Kleidung kamen verlegen genug heraus.

„Meine Frau ist die Schuldige," antwortete Königstein mit Nachdruck. „Sie bedauert es sehr, sich verschrieben zu haben. Natürlich war ihre Bitte, im Frack zu erscheinen, nur für die Herren vom Zivil bestimmt. Aus Versehen hat sie die Worte auch auf die für Sie bestimmten Einladungskarten geschrieben, meine Herren. Ich werde das morgen Ihrem Herrn Oberst erklären, damit er Sie nicht bestraft, wenn es herauskommt, daß heute Seiner Majestät Verbot übertreten wurde."

Der Salon füllte sich rasch. Alles sprach durcheinander, meist in englischer Sprache. Die Herren von der englischen Botschaft mit ihren Damen bevorzugten es natürlich, in ihrer und der Hausfrau heimatlichen Sprache zu reden. Die anwesenden Deutschen gaben mit der üblichen Liebenswürdigkeit den Ausländern darin nach. Isabels Einfall, jeder Herr möge seine Dame selbst wählen, fand allgemeinen Beifall.

Mr. Fitz James, ein sehr vornehm aussehender, in Sportkreisen hochgeschätzter junger Engländer, bot ihr den Arm. „Eine sehr feine Idee, Lady Isabel! Ich weiß das Glück aber auch zu schätzen," versicherte er. Seine bewundernden Blicke gaben den Worten eine besondere Bedeutung.

„Nicht wahr, dies ist hübscher?" antwortete sie heiter. „Mein Mann verteilt die Gäste stets so, wie sie nicht zueinander passen, und wenn ich ihm deswegen Vorstellungen mache, antwortet er: ‚Es soll ja auch kein Vergnügen sein!'"

Da Isabel mit erhobener Stimme sprach, hörten alle Anwesenden an dem runden Tisch ihre Worte. Ein allgemeines Gelächter entstand.

„Verteidigen Sie sich nicht. Dafür gibt's keine Entschuldigung," rief Mrs. Wimbleton, eine hübsche junge Frau, die an Königsteins linker Seite saß. Sie weinte förmlich vor Lachen. „Also Ihnen ist's kein Vergnügen, uns bei sich zu sehen? Das hilft Ihnen nichts. Heute müssen Sie gute Miene zum bösen Spiel machen."

„Meine Frau zitierte meine Worte ohne Zusammenhang. Da klingt es natürlich ganz anders, als ich es meinte," entgegnete Königstein.

„Das sind Ausflüchte! Zur Strafe müssen Sie uns recht oft einladen."

„Sie nehmen uns wie eine Medizin ein. Augen zu — Mund auf! Brrr ... herunter ist's," meinte Königsteins andere Nachbarin, die Gräfin Dürrstein, eine in der Berliner Gesellschaft sehr gefeierte Schönheit, die sich aber seiner besonderen Abneigung erfreute. Ihre auffallenden Kleider, ihr freier Ton mißfielen ihm gründlich. Die schmeichelnde Antwort, die sie von ihm erwartete, blieb aus.

Königstein beteiligte sich wenig an der sonst lebhaften und heiteren Unterhaltung. Für die meisten Anspielungen fehlte ihm das Verständnis, und wenn er den Witz begriffen hatte, fand er ihn nicht scherzhaft genug, um darüber zu lachen.

Er ertappte sich öfters dabei, darauf zu horchen, was Isabel mit Fitz James sprach. Über Pferde natürlich! „Hochsprung — Tiefsprung ... irisch eingesprungen," fing er auf. Ob diese Engländer wohl je etwas anderes redeten und dachten als Sport?

„Ein runder Tisch ist eigentlich sehr indiskret. Einer belauscht immer den anderen," wandte er sich an Mrs. Wimbleton.

Sie lächelte ihn gefallsüchtig an, indem sie sich näher zu ihm beugte. „Das macht nichts. Sie können mir ganz leise sagen, was niemand sonst hören soll."

Aber ihm fiel beim besten Willen nichts ein, und er ließ die Gelegenheit, ihr irgend eine Schmeichelei zu sagen, unbenützt. Die hübsche junge Frau bestrafte ihn dafür, indem sie sich von nun an ausschließlich an ihren anderen Nachbar, einen der ganz jugendlichen Leutnante in dem verbotenen Frack, wandte.

Je weiter das Mahl vorrückte, um so ausgelassener wurden die Gäste. Der Geruch der Speisen, der verschiedenen Weine lag schwül und schwer in der Luft.

Königstein fühlte sich wie erlöst, als Isabel endlich das Zeichen zum Aufstehen gab. Aber ihre nächsten Worte, die sie dem Diener zurief: „Rasch abräumen, wir wollen tanzen," dämpfte seine Hoffnung wieder, daß das Ende dieses ihm so unbehaglichen Festes bald gekommen sei.

„Das einzige, was mir in Deutschland besser gefällt als in England, ist die Sitte, daß die Herren nicht

allein beim Wein sitzen bleiben, sondern mit den Damen in den Salon gehen," erklärte Fitz James, der Isabel hinausführte.

Da die Damen auch alle eine Zigarette rauchten, blieb man im Salon stehen, bis der Diener meldete, das Speisezimmer sei ausgeräumt. Wie aus einer Versenkung tauchte ein Klavierspieler auf und hämmerte den beliebten Walzer „Nimm die Liebe nicht zu schwer" in die Tasten des Blüthnerschen Flügels.

„Two-step läßt sich prachtvoll danach tanzen," erklärte Mr. Fitz James. Er legte den Arm um Isabels Taille. Sie tanzten gleich ins Speisezimmer hinein. Die anderen Paare folgten. Die Herren Engländer tanzten wie Rasende. Ihr Temperament kam wie beim Sport dabei zum Durchbruch.

Als der junge Lord Sterling einen Negertanz geschickt vorführte, wollten alle sterben vor Lachen. Die Damen lernten ihn schnell. Der Gesang dazu, eintönig klagend und schrill jauchzend, riß förmlich an Königsteins gereizten Nerven. Die hohen Sprünge der Herren, die verdrehten Stellungen der Damen erschienen ihm unwürdig. Es widerte ihn an, Isabel, die Mutter seines Kindes, an diesem Treiben teilnehmen zu sehen. Ja, sie war fast die Ausgelassenste von allen. Nur ihre angeborene Anmut machte, daß sie ihm nicht so unschön und abstoßend erschien wie die anderen erhitzten Damen, die nach Beendigung des wilden Tanzes sich atemlos in die Armstühle des Salons warfen.

Die Diener reichten eisgekühlte Bowle, Kaviarschnittchen und andere Leckereien herum.

Königstein benützte einen günstigen Augenblick, um Isabel unbemerkt zuzuflüstern: „Wie lange soll denn

dieses schreckliche Fest noch dauern? Ihr rast wohl nur herum, um wieder Hunger zu bekommen?"

„Jawohl, so ist es. Du könntest es nicht treffender ausdrücken." Sie lachte hellauf.

„Sieh endlich zu, unsere Gäste loszuwerden," entgegnete er leise und ärgerlich.

„Du bist nicht sehr gastlich!"

„Nein, und dieser Gesellschaft grenzenlos überdrüssig."

Daß die Mißstimmung des Hausherrn sehr deutlich zu merken war, störte weder die Herrin noch die Gäste in ihrem Vergnügen. Es war schon zwei Uhr, als endlich die ersten aufbrachen. Das Abschiednehmen, Verabreden, Besprechen des Wochenprogramms, das in zahllosen Nachmittagteen und Basarproben bestand, wollte kein Ende finden.

„Hoffentlich haben Sie sich nicht zu sehr ermüdet, Lady Isabel?" sagte Mr. Fitz James. „Sie versprachen mir, morgen früh meine irische Stute ‚Undaunted' zu probieren."

„Bedaure, meine Frau reitet morgen nicht," entgegnete Königstein, ehe Isabel den Mund zu einer Erwiderung öffnen konnte.

„Weshalb nicht?" fragte Fitz James kühl. In seinen hellen Augen zuckte ein gereizter Blick auf.

„Weil ich es nicht will," antwortete Königstein mit Nachdruck.

Eine peinliche Pause entstand. Die noch in der Tür stehenden Gäste horchten erstaunt auf. Die beiden Herren standen sich plötzlich wie Feinde gegenüber. Königstein hochaufgerichtet, Mr. Fitz James, die Zigarette im Mundwinkel, die Hände in den Taschen, scheinbar gleichgültig und in nachlässiger Haltung. Aber in

seinem glattrasierten, scharfgeschnittenen Gesicht sah man das Spiel der Muskeln deutlich unter der blassen Haut. Fest biß er die Zähne übereinander. „Bitte mir die Gründe anzugeben," sagte er nach einer kurzen Pause schneidend.

„Nein. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen meine Gründe auseinanderzusetzen, Mr. Fitz James. Meine Worte müssen Ihnen genügen."

„Und wenn sie das nicht tun? Und ich eine Erklärung fordere?"

„So werde ich sie Ihnen an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit nicht verweigern," sagte Königstein ruhig, indem er sich mit leichter Verbeugung von dem Engländer verabschiedete.

Fitz James trat zu Isabel, die mit gespannter Aufmerksamkeit der Szene gefolgt war. „Was werden Sie tun? Wollen Sie sich dieser Tyrannei fügen?" Mühsam unterdrückte Wut klang durch den Ton seiner Frage.

„Morgen — ja," antwortete sie ebenfalls gedämpft. „Damit es keinen Krach zwischen Ihnen und meinem Mann gibt. Morgen nachmittag sehe ich Sie bei Maud Wimbleton, da wollen wir weiter darüber reden. Wirklich, es ist zu arg! Wie hatte ich mich gefreut, die erste Dame zu sein, die diese wundervolle irische Vollblutstute reitet!"

„Niemand außer Ihnen soll die ‚Undaunted' reiten," entgegnete er. In seinen hellen, für gewöhnlich fast ausdruckslos kalten Augen glühte ein Blick unverhohlener Leidenschaft. „Zu Ihrem Schutz möchte ich hier bleiben," fuhr er mit heißem Atem fort. „Es ist mir ein fürchterlicher Gedanke, Sie mit Ihrem brutalen Mann allein zu wissen."

Aber das ging Lady Isabel denn doch zu weit. „Sie haben nichts zu befürchten. Er ist nicht brutal, und ich kenne keine Angst.“ Sie warf den blonden Kopf stolz in den Nacken. Mit der Miene einer Empfang gewährenden Königin hielt sie ihm die Hand hin.

„Auf Wiedersehen, Mr. Fitz James!“ Ihre helle Stimme drang über das Abschiedsgemurmel der übrigen deutlich an Königsteins Ohr.

Er begleitete seine Gäste bis in die Vorhalle. Als er in den Salon zurückkam, sah er Isabel mitten im Zimmer stehen. Sie schob mit ihrer weißseidenen Schuhspitze gedankenlos ein paar entblätterte Rosen auf dem blanken Parkett hin und her. „Wir können unsere Unterredung nicht bis morgen aufsparen, Isabel,“ sagte Königstein anscheinend ruhig. „Was ich dir zu sagen habe, duldet keinen Aufschub.“ Sie antwortete nicht sogleich, sondern sah ihn nur an, kühl, ein wenig spöttisch, ohne die geringste Erregung.

„Sie können schlafen gehen; die Jungfer der gnädigen Frau auch!“ rief Königstein dem Diener zu, der im Nebenzimmer die durcheinandergeschobenen Möbel zurechtrückte. „Ich drehe nachher selber das elektrische Licht aus.“

Der Diener, der zum Umsinken müde war, ließ sich das nicht zweimal sagen. Ein paar Türen klappten noch. Dann wurde es ganz still in der Wohnung. Auch von draußen drang nur noch selten das Rollen eines Wagens, ein vereinzeltes Hupensignal herein. Dann hörte auch das auf.

In dem fröstelnden Morgengrauen gegen drei Uhr hält Berlin den Atem an.

* * *

„Da du meine Jungfer zu Bett geschickt hast, kann ich wohl annehmen, daß unsere Unterhaltung ein dauerhaftes Vergnügen sein wird?“ Isabel gähnte leise durch ihr feines Näschen. „Gehen wir also in dein Zimmer. Dort sind die Stühle bequemer. Bitte, nimm es auch nicht übel, wenn ich einschlafen sollte.“

Wie die meisten Herrenzimmer, so bot auch das Königsteins ein Bild der Behaglichkeit. Die dunklen, reichgeschnitzten Renaissanceschränke hoben sich scharf von der weinroten Tapete ab. Schön und ruhig stand dagegen der hechtgraue Plüschbezug des Sofas und der tiefen Klubsessel. Die vielen Bücher auf den Borden, die Karten und Zeitschriften auf dem Schreibtisch, die Büchsenläufe hinter den Glasscheiben des Gewehrschranks, die zahlreichen Rehkronen und Hirschgeweihe sprachen deutlich von zwei großen Neigungen des Bewohners.

„Lange werde ich dich nicht aufhalten, Isabel,“ antwortete er ernst. Ihr spöttischer Ton reizte ihn. „Was ich dir sagen will, kann ich kurz fassen: So wie bisher geht's nicht weiter mit uns. Von Grund aus muß unser ganzes Leben geändert werden. Morgen spreche ich mit meinem Generalstabschef und bitte darum, von meiner Stellung entbunden zu werden und eine Schwadron zu bekommen.“

Sie ermaß die Tragweite seiner Worte nicht, als sie antwortete: „Tue das doch! Ob du vormittags im Generalstabsgebäude und nachmittags am Schreibtisch oder in Kaserne und Reitbahn sitzest, ist für mich ganz gleichgültig.“

„Das weiß ich, daß es dich nicht berührt, was ich tue und lasse,“ fiel er bitter ein. „Aber diesmal geht es dich auch an, mein Kind. Du wirst durch meine

Handlungsweise in deinem eigensüchtigen Behagen gestört werden. Denn ich bleibe nicht in Berlin, sondern bitte um meine Versetzung in eine kleine Garnison. Am liebsten in Ostpreußen."

„Ostpreußen? Ist das da, wo Karwinden liegt? Ja? Dann nimm doch lieber den Abschied und ziehe auf dein Gut. Im Sommer ist ein Landaufenthalt mit viel Logierbesuch ganz hübsch. Im Winter reisen wir dann."

„Bedaure. Ich bin Offizier. Das bleibe ich. Wenn ich unser Gut übernehmen wollte, würde ich übrigens immer dort leben und nicht das halbe Jahr herumbummeln. Englische Mode! Von Berlin will ich fort."

„Mir gefällt es hier."

„Aber mir mißfällt das Leben, das du führst, Isabel. Denn es besteht in einem ewigen Hetzen und Rasen, einer Jagd nach oberflächlichem Vergnügen. Dein ganzer Verkehr sagt mir nicht zu. Anstatt in unserer Abteilung, mit den Familien der Herren des Stabes, verkehren wir nur mit Ausländern und mit einer kleinen Clique der Hofgesellschaft. Man verdenkt mir das bereits mit Recht. Aber du nimmst ja nie Rücksicht auf meine Wünsche."

„Du ebensowenig auf die meinigen."

„Das ist nicht wahr. Viel zu nachgiebig bin ich bisher gewesen. Aber das hat ein Ende. In einer geradezu unwürdigen Lage befinde ich mich. Wir leben wie reiche Leute, und dabei sind wir von deinem Bruder abhängig, der uns täglich die Zulage kürzen oder ganz entziehen kann."

„Was schadet das, wenn er's nicht tut?"

„Von jetzt an wird unser Haushalt so geführt, daß ich die Ausgaben mit meinen Mitteln bestreiten kann.

Verwende du das Geld deines Bruders nach Belieben. Spare es für unser Kind auf, wenn du willst, aber in meinem Hause wird nichts mehr davon verbraucht."

Sie sah ihn maßlos erstaunt an. „Was ist denn das plötzlich für ein Spleen?"

„Schon lange kämpfte ich mit diesem Entschluß. Isabel, mache es mir leicht! Sieh ein, daß ich nicht anders handeln kann!"

„Wie denkst du dir denn das alles? Wie soll denn der Haushalt auf einmal so viel weniger kosten?" Sie schüttelte ihren hübschen blonden Kopf, als ob sie an der Zurechnungsfähigkeit ihres Mannes zweifle.

„Hier in Berlin wäre das schwer. Darum eben will ich von hier fort, oder wenigstens mit deswegen. In einer kleinen Stadt kostet die Miete weniger, und die vielen Dienstboten schleppe ich natürlich auch nicht mit. Wir haben an drei weiblichen und einer männlichen Bedienung genug. Isabel, du liebst doch unser Kind? Du wirst es noch viel mehr lieben, wenn du es mehr um dich hast und es nicht nur der Nurse überläßt."

Ihr hübsches Gesicht wurde rot vor Ärger. „Oh, wenn du sagen willst, ich sei eine nachlässige Mutter, so tust du mir unrecht!" rief sie heftig. „Kein Kind in ganz Berlin ist besser gepflegt wie Baby; keines ist hübscher und reinlicher gehalten. Nurse versteht ihr Fach vorzüglich, sonst hätte ich sie nicht engagiert. Sie war zehn Jahre bei Lady Fife und acht Jahre bei Mrs. Higgins. Ihre Zeugnisse sind tadellos."

„Daran zweifle ich gar nicht. Aber du siehst das Kind wenig, ich fast gar nicht."

„Ich sehe Baby täglich zu bestimmten Stunden. Es ist glücklich, wenn es zu mir kommt. Ich spiele mit ihm, bin immer heiter und vergnügt. Eine deutsche Mutter,

die ihr Kind beständig um sich hat, ist oft ärgerlich und schilt viel. Das tue ich nie. Ein kleines Kind gehört in die Nurserie, später in das Schulzimmer. Zur Erholung kommt es zur Mutter in den Salon. Das ist das einzig Richtige."

„Mir erscheint es grundverkehrt. Meine Mutter hielt das anders. Mit jeder Freude, mit jedem Kummer kamen wir zuerst zu ihr."

„Jawohl, ich weiß. Du hast mir das oft erzählt. Aber Achim, eine Mutter, die immer ihr Kind am Rock hängen hat, bin ich nun einmal nicht. Darum aber noch lange keine schlechte."

„Das habe ich auch keineswegs gesagt. Aber weder ich noch das Kind spielen die Hauptrolle in deinem Leben, Isabel, sondern die Geselligkeit, der Sport, der Flirt ... Bitte, laß mich ausreden! Auch diese Hofmachereien dulde ich nicht länger. Mr. Fitz James ist heute zum letzten Male in meinem Hause gewesen."

„In deinem vielleicht, in meinem nicht!"

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß ich mir nicht wie einem Kinde verbieten lasse, mit wem ich verkehren, reiten, tanzen darf! Dein Ton gegen Mr. Fitz James war heute geradezu beleidigend."

„Das beabsichtigte ich. Er sollte merken, daß ich unseren Verkehr mit ihm abbrechen will. Bleibt er taub wie bisher auf dem Ohr, dann spreche ich ihm diesen Wunsch ganz unumwunden aus. Ich rede deutsch mit ihm, liebe Isabel."

„Dann machst du dich nur lächerlich."

„Laß das meine Sorge sein."

„Den Verkehr mit Mr. Fitz James gebe ich nicht auf."

„Ein Grund mehr, um meine Versetzung möglichst rasch zu betreiben."

„Und du glaubst wirklich, ich werde mich darein fügen?"

„Dir wird wohl nichts anderes übrigbleiben."

„Ich soll in diese Einöde, nach Ostpreußen gehen, in eine kleine Stadt ohne Geselligkeit, Theater, Konzerte?"

„Diese Genüsse wirst du etwas entbehren müssen. Daran stirbt man nicht. Und sonst, Isabel ..." Er gab seinem Sessel einen Ruck näher zu ihr heran. „Wir könnten wieder glücklich zusammen sein wie in der ersten Zeit unserer Ehe. Willst du?"

Er wollte den Arm um sie legen, aber sie machte sich ungeduldig frei. „Ach, sei nicht sentimental! Eine deutsche Ehe ist entsetzlich ... küssen oder zanken. Beides liebe ich nicht."

„Und ich finde das kalte Nebeneinanderherleben trostlos. Habe ich eigentlich eine Frau, oder habe ich keine?"

„Du hast eine ... sogar eine sehr hübsche." Sie näherte ihren blonden Kopf seiner Stuhllehne. „Du erkennst das gar nicht an. Auch die Häuslichkeit ist gut geordnet. Das Kind reizend. Du bist sehr undankbar."

„Danken will ich dir, wenn du unser Leben so einrichtest, wie ich es wünsche, Isabel."

„Das heißt, ich soll meine ganze Persönlichkeit aufgeben und in einer kleinen Stadt hinleben, kleine Kinder warten, kochen und stricken? O nein, mein Lieber, da gehe ich lieber mit Baby nach England zurück."

„Mit dem Jungen ganz gewiß nicht. Mein Kind wird in Deutschland erzogen. Das bleibt bei mir!"

„Ob ich gehe, ist dir einerlei?"

„Ich denke, du überlegst dir das noch. Mit Gewalt halte ich dich nicht fest, Isabel." Sie blieb eine Zeitlang still und spielte etwas aufgeregt mit ihren Ringen. Er bemerkte ihre Erregung und deutete sie zu seinen Gunsten. „Du denkst dir den Aufenthalt in einer kleinen Stadt viel schlimmer, als er in Wirklichkeit ist," redete er zu. „Geselligkeit gibt's da auch, viel Verkehr auf dem Lande und wundervolle Ritte durch die Wälder. Das ist ein ganz anderes Reiten dort als hier im Tiergarten oder Grunewald. Wenn wir beide mehr aufeinander angewiesen sind, Isabel, dann verschwinden alle die Meinungsverschiedenheiten. Hier schiebt sich beständig etwas zwischen uns. Sei wieder meine liebe, süße Frau wie einst!"

Er hielt ihr die Hand hin in der Hoffnung, sie würde einschlagen, aber sie versteckte ihre Hand in den Falten ihres leise knisternden weißen Seidenkleides.

„Es ist doch noch gar nicht lange her, daß wir glücklich zusammen waren," fuhr er schmerzlich fort. „Ich habe das doch nicht nur geträumt."

„Ja, es muß wohl einmal gewesen sein," kam es eintönig von ihren Lippen.

„Kann es nicht wieder so werden, Isabel?"

„Ich weiß nicht."

„Warum antwortest du mir so?"

„Weil du mich so fragst."

Er stieß den Stuhl zurück und sprang auf. „Geh zu Bett! Wir kommen doch zu keiner Einigung," sagte er schroff. Jede Spur von weicher Bitte war aus seiner Stimme fort. „Bei meinem Entschluß, Berlin zu verlassen, bleibe ich."

„Und ich werde morgen meinen Bruder Robert um Rat fragen, was ich tun soll."

„Dein Bruder hat dir gar nichts zu raten. Ich allein habe zu bestimmen, und du wirst dich fügen.“

Sie hob ihre Schleppe auf und ging zur Tür. Dort blieb sie stehen und sah ihm voll ins Gesicht. „Das Reiten morgen mit Mr. Fitz James hast du verhindert, hierher kommen kann er auch nicht mehr, wenn du ihn beleidigen willst. Aber sonst sehe ich ihn, so oft es mir beliebt, bei meinen Freunden, hörst du! Jeden Tag, wenn es mir gefällt. Du willst den Kampf, du sollst ihn haben.“

Der hohe, scharfe Ton, in dem sie sprach, tat ihm förmlich weh in den Ohren. „Mit diesem Vorsatz beschleunigst du nur unser Fortgehen aus Berlin,“ sagte er kalt.

„Abwarten!“ gab sie lachend zurück. In der geöffneten Tür machte sie ihm einen spöttisch tiefen Hofknicks. „Wünsche recht wohl zu schlafen, Sie deutscher Brummbär, gute Nacht!“

Er erwiderte den Wunsch nicht. Auch ohne diesen würde Isabel in wenigen Minuten tief und traumlos schlafen, ruhig und sanft wie ein Kind. Ihr hinterließ ein Streit nie so viel Eindruck, um ihren gesegneten Schlummer zu stören, während er den Rest der Nacht mit aufgeregten Schritten im Zimmer hin und her ging, ohne Ruhe finden zu können.

Es riß zum Zerspringen an der Kette, die ihn an seine schöne blonde Frau band.

* *
*

Bei Joachim v. Königstein standen Entschluß und Ausführung stets auf demselben Brett. Am nächsten Morgen bat er seinen Vorgesetzten, den Generalstabschef Oberst v. Hübner, um eine Unterredung. Der war

zuerst erstaunt, als Königstein um Versetzung in eine kleine Garnison bat. Als ihm aber die Gründe auseinandergesetzt waren, konnte er schließlich nur zustimmen.

„Einige Zeit in einer kleinen Garnison zu stehen, ist kein Unglück," meinte der Oberst. „Bedaure zwar lebhaft, einen so hervorragenden Arbeiter an die Front abgeben zu sollen; aber verloren sind Sie dem Generalstab nicht, mein lieber Königstein. Wir wissen uns unsere brauchbaren Kräfte zu merken. Jetzt will ich gern alles tun, damit Ihr Wunsch, in die Nähe Ihres heimatlichen Gutes versetzt zu werden, sich erfüllt. Die Bitte, nach Ostpreußen zu kommen, wird nicht gerade häufig ausgesprochen, und da das Militärkabinett jetzt gern besonders tüchtige Offiziere an die Grenzen schickt, so steht Ihrer Versetzung wohl nichts im Wege."

„Als die Weigerung meiner Frau," mußte Königstein denken, indem er sich dankend verbeugte.

Er sagte Isabel nichts von dieser Unterredung, so daß die junge Frau anfing zu glauben, die Reden von „Versetzung" und „Umgestaltung des Lebens" seien nur Schreckschüsse, Drohungen gewesen, die einer gereizten Stimmung ihres Mannes entsprangen. Harmlos fröhlich lebte sie darum weiter in den Tag hinein. Auch mit Mr. Fitz James sah sie sich häufig. Allerdings nicht im eigenen Hause. Das wagte sie denn doch nicht. Traf Königstein zufällig beim Reiten mit Mr. Fitz James zusammen, so begrüßten beide Herren sich wie auf Verabredung äußerst kühl und wechselten kein Wort miteinander. Machte Königstein Isabel Vorhaltungen wegen des Engländers, so lachte sie ihn einfach aus. „Ein Flirt gehört zur Toilette wie ein Fächer und die frische Rose am Ausschnitt. Das hat gar nichts zu bedeuten."

Königstein teilte diese Ansicht nicht, aber da er jetzt täglich seine Versetzung erwartete, so wollte er vorher gern jedes Ärgernis vermeiden. Mit dem Fortgehen aus Berlin ging ja auch der Verkehr mit Fitz James ganz von selbst zu Ende.

In Pedkuhnen, einer kleinen Kavalleriegarnison Ostpreußens, nicht weit von der russischen Grenze, brach sich ein Rittmeister v. Ohlen bei einer Schnitzeljagd den Hals. Reiterlos! Diese freigewordene Schwadron erhielt der Hauptmann im Generalstab Joachim v. Königstein. Die telegraphische Meldung kam am Nachmittag ins Haus und überraschte ihn in diesem Augenblick doch, obwohl er sie täglich erwartet hatte. Alle seine Wünsche waren damit erfüllt; denn Pedkuhnen lag dicht bei Karwinden, seinem heimatlichen Gut. Alle seine Verwandten und besten Freunde saßen in Pedkuhnen oder auf ihren Landsitzen in der Nähe. Sein einziger Bruder Jobst stand als Leutnant in demselben Regiment. Besser konnte er's wirklich nicht treffen. Mit dem offenen Blatt in der Hand ging er in den Salon, von dem aus das Zungenduett zweier lebhaft sprechenden Damen zu ihm drang. Isabel und ihre Freundin Mrs. Maud Wimbleton saßen an dem hellflackernden Kaminfeuer bei einer Tasse Tee, knusperiges Gebäck stand in silbernen Körben auf dem niedrigen Tischchen vor ihnen. Das Ideal der Behaglichkeit aller Engländerinnen war also erreicht.

„Isabel, die Würfel sind gefallen," sagte Königstein mit einer Verbeugung vor Mrs. Wimbleton. „Ich bin in das Ulanenregiment in Pedkuhnen versetzt."

„Pedkuhnen? Was ist das für ein Ort?" frägte Mrs. Wimbleton erstaunt, während eine helle Röte unangenehmer Überraschung in Isabels Gesicht stieg.

„Sehr weit fort von Berlin und noch weiter fort von London," lachte Königstein in bester Laune.

„Das können wir uns denken," meinte Isabel. „In Ostpreußen liegt die Stadt wohl?"

„Sage ruhig das Landstädtchen, mehr ist's nicht." Königstein setzte sich zu den Damen und nahm auch eine Zigarette. „Pedkuhnen liegt an einem großen See, ganz dicht bei Karwinden. Isabel, du wirst jetzt endlich meine Familie näher kennen lernen, meine Mutter, meine Pflegeschwester Britta und meinen Bruder Jobst, der auch bei den Ulanen steht."

„Himmel, welche Familiensimpelei!" Mrs. Wimbleton hob abwehrend die Hände hoch. „Arme Isabel, du sollst in einem Landstädtchen leben? Das ist nicht Ihr Ernst, Herr v. Königstein?"

„Doch, voller, glücklicher Ernst," lachte er. Er war wie ausgetauscht heute. „Isabel, mach nicht solch trauriges Gesicht. Ich freue mich so, die alte Heimat und alle die lieben Menschen wiederzusehen. Oft habe ich Heimweh gehabt hier in Berlin, solch stilles, halb unbewußtes, das immer weh tut bei jedem Glück, bei jeder Freude."

Isabel hob den Kopf. In ihren Augen lag ein schmerzlicher Blick. „Ja, das tut beständig weh. Du hast ganz recht. Aber daran denkst du nicht, daß auch mir so zumute ist, nein, noch schlimmer, denn England ist so weit! Ich bin immer in der Fremde."

Ihre Worte rührten ihn. Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Ja, liebe Isabel, deine Heimat muß in deinem Haus bei Mann und Kind sein. Wir wollen alles tun, um sie dir zu ersetzen."

„Das könnt ihr nicht." Sie senkte den Kopf, um die Tränen zu verbergen, die ihr in die Augen traten.

Mrs. Wimbleton wunderte sich. Tiefere Gefühle hätte sie bei Isabel nie vermutet. Ob der Flirt mit Mr. Fitz James doch ernster war? Zuerst erschrak sie sehr über die Aussicht, daß Isabel Berlin verlassen sollte. Sie würde den angenehmen Verkehr mit ihr sehr entbehren. Aber den vereinsamten Fitz James zu trösten, blieb auch eine schöne Aufgabe, deren sie sich mit Eifer zu unterziehen beschloß. Diesen eleganten, berühmten Sportsmann an ihren Triumphwagen zu spannen, schmeichelte ihrer Eitelkeit und verdrängte alles Bedauern um Isabels Scheiden aus ihrem Herzen.

„Wann wollen Sie denn Berlin verlassen, Herr v. Königstein?“ fragte sie eifrig. „Noch in diesem Frühling?“

„In diesem Frühling? Aber verehrte gnädige Frau, was denken Sie? Jetzt bestelle ich mir telephonisch meine neue Uniform. In vierundzwanzig Stunden ist die fertig, und ich reise nach Pedkuhnen, um mich zu melden. Also morgen abend. Dort übernehme ich meine Schwadron, erbitte Urlaub, komme nach Berlin zurück, bestelle den Packer und mache mit meiner Frau Abschiedsbesuche. In spätestens vierzehn Tagen trinken wir bereits in unserem Salon in Pedkuhnen Tee — was, Isabel?“

Sie sah sich ganz verwirrt um, wie wenn der Boden unter ihr fortglitte und sie ins Leere, Ungewisse sänke. Wie sollte dieser große, festgefügte Haushalt sich so plötzlich in Bewegung setzen lassen? Wie konnte sie ohne vollkommen geschulte Dienerschaft in einem elenden Grenzstädtchen leben? Weshalb? Wozu das? Eine an Haß grenzende Erbitterung gegen ihren Mann, der das alles über sie brachte, wallte in ihr auf, wenn sie sein schöngeschnittenes, kraftvolles Gesicht ansah.

das augenblicklich einen so heiteren Ausdruck trug. „Nichts wie Eigensinn und Herrschsucht ist es von dir," sagte sie aus diesen Gedanken heraus unvermittelt. Mühsam rang sie ein Schluchzen hinunter. „Aber ich werde dir beweisen, daß ich nicht über mich verfügen lasse wie über eine Sache, die dir gehört. Ich schreibe an Robert. Mein Bruder wird mich schützen."

„Gut, schreibe an Robert. Ich habe nichts dagegen," antwortete Königstein mit einem gewissen Humor. „Selbst Robert — das ist nämlich Isabels großer Bruder, das Haupt der Familie, mit dem mir immer gedroht wird, Mrs. Wimbleton, wenn ich es wage, eine eigene Meinung zu haben — wird es nicht hindern können, daß wir nach Pedkuhnen müssen. Eine Versetzung in eine kleine Stadt ist kein Scheidungsgrund, soviel ich weiß."

Mrs. Wimbleton lachte gezwungen. „Nein, Isabel wird sich das noch überlegen. — Nicht wahr, Liebste?"

Isabel warf ihr einen kalten Blick zu. Klar wie durch Glas hindurch las sie plötzlich in der Seele dieser Freundin die unausgesprochenen Gedanken, den heimlichen Neid, die geheimen Wünsche. Wahrscheinlich dachten die anderen Damen nicht anders. Anstatt Bedauern über ihr Scheiden fühlten sie nur die Erleichterung, eine Nebenbuhlerin loszuwerden. Wer würde sie vermissen in der Berliner Gesellschaft? Höchstens, daß einige Herren die angenehme „Futterstelle" entbehrten, wie Diefenbach zum Beispiel. Ein verächtliches Lächeln kräuselte ihren Mund. Nur einer machte vielleicht doch eine Ausnahme. Einem würde ihr Scheiden Schmerz bereiten. Fitz James! Sie sah die Leidenschaft schon oft in seinen hellen, sonst so kühlen Augen aufblitzen. Es machte ihr Spaß, diese Leidenschaft bald

anzufachen, bald mit eisig kühler Abwehr zu dämpfen. Und dieses reizende Spiel sollte auch zu Ende gehen und sie, die gefeierte, bewunderte Lady Isabel, wie eine Sternschnuppe auslöschen am Himmel der Berliner Geselligkeit? Sie sollte in einem elenden Grenzstädtchen ihr Leben hinbringen, während hier alles weitertanzte und sich unterhielt? Nimmermehr! Ein Ausweg mußte und würde sich finden. ...

Königstein hatte in den nächsten Tagen, in denen er kaum zur Besinnung kam, keine Zeit, sich viel um Isabels Gemütszustand zu kümmern. Seine Bitte, mit den Dienstboten zu reden, wer von ihnen mitgehen, wer entlassen werden wolle, beantwortete sie nur kurz: „Meine Jungfer und Nurse begleiten mich. Die übrigen kannst du ablohnen oder mitnehmen, wie du willst." Königstein wunderte sich über ihre Nachgiebigkeit und erklärte es für das richtigste, sich in Pedkuhnen Leute zu mieten. Seine Mutter würde ihnen schon brauchbare Dienstboten verschaffen.

Isabel antwortete nichts darauf. Sie saß an ihrem Schreibtisch und sah nur flüchtig auf, als er in seiner neuen Uniform zu ihr trat, um ihr lebewohl zu sagen. „Willst du jetzt schon fort?" fragte sie.

„Ja, in acht oder zehn Tagen bin ich zurück, Isabel. Laß bis dahin schon mit Packen anfangen!"

„Du wirst das Notwendige gepackt finden."

„Das ist recht. Und wenn ich wiederkomme, hast du ausgeschmollt, ja? In Pedkuhnen fangen wir ein anderes Leben, eine neue Ehe an."

Sie schlug die Lider auf und sah ihn groß an. „Wenn du alles rückgängig machen und in Berlin bleiben wolltest ..."

„Unsinn! Du weißt, daß das nicht geht. Man würde

mich auf Gehirnerweichung untersuchen lassen. Fang nicht wieder das alte Lied an, Isabel!"

„Nun, dann ist's eben zu Ende," sagte sie tonlos.

„Ja, Gott sei Dank! Laß den Jungen bringen, ich will ihn noch einmal sehen."

Isabel drückte zweimal kurz hintereinander auf den Knopf der elektrischen Klingel. Die weißgekleidete stattliche Nurse erschien mit dem Kleinen, der sofort zum Vater hinstrebte. Die blanken Knöpfe der Ulanka gefielen ihm sehr. Er lachte, als er sein kleines Gesichtchen darin entdeckte.

„Nimm ihn mir ab," bat Königstein nach einer Weile „sonst versäume ich noch den Zug, weil ich mich von dem herzigen Strick nicht trennen kann."

„Du liebst das Kind nicht," fuhr Isabel auf.

„Was? Ich liebe meinen Jungen nicht?" Königstein drückte den kleinen weichen Körper zärtlich an sich. „Na, hör mal, das ist gut. Rein närrisch lieb hab' ich den kleinen Strolch."

„Nein, du hast ihn nicht lieb," beharrte sie, indem sie ihm das Kind aus dem Arm nahm und sich mit dem Kleinen in den Schaukelstuhl setzte, den sie hin und her wiegte. „Du kannst ihn nicht lieben, denn du willst ihn in ein schlechtes, rauhes Klima bringen, in eine Stadt, die für ein so kleines Kind ungesund sein muß."

„Andere Kinder werden auch in Pedkuhnen groß."

„Aber nicht mein Kind. Ich werde es retten."

Die letzten Worte verstand Königstein nicht, da die große Wanduhr zum Schlage ausholte. „Die höchste Zeit!" Er wollte Isabel küssen, aber sie drehte den Kopf fort und hob nur das Kind hoch. „Küsse Baby!" Er küßte das süße offene Mündchen des Kleinen. „Gib den Kuß der Mama, Bubi!"

An der Tür wandte er sich noch einmal um. Das Bild prägte sich ihm unvergeßlich ein: der hübsche Salon mit all den harmonisch ineinander verschwimmenden Farben der bunten Seidenmöbel, des tiefroten Teppichs, der gelben Narzissen in den blitzenden Kristallvasen und in der Mitte Isabels schlanke Gestalt mit dem jauchzenden Kleinen in den Armen. Seine Frau, sein Kind. Mit einem seltsam wehen Gefühl im Herzen, über das er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, drückte er die Türklinke nieder und ging hinaus.

„Wo geht Vater hin?“ hörte er noch den Kleinen fragen und Isabels Antwort: „Weit fort, Baby, sehr weit fort.“ Und dann fingen beide einen kleinen englischen Singsang an, einen alten Nurseriereim, den er schon unzähligemal gehört hatte. Wie süß ihm das heute in die Ohren klang:

„Humbey Dumbey set on a wall,
Humbey Dumbey hat a great fall ...“

Dazwischen ihr gurrendes Lachen und das laute Jauchzen des Kindes.

— — — — — — — — — — — — — —

„Kommt der Zug Berlin—Königsberg nicht bald?“ wandte sich ungeduldig ein junger Ulanenoffizier auf dem sonst fast menschenleeren Bahnhof von Pedkuhnen an einen Eisenbahnbeamten, der mit der Sorglosigkeit, die die Gewohnheit verleiht, ruhig mitten auf einem Geleise stand.

„Gleich, Herr Leutnant. Er ist schon signalisiert.“

„Gott sei Dank, endlich.“

Der Zug fuhr langsam ein: Joachim v. Königstein sprang aus seinem Abteil.

„Na, Herr Regimentskamerad, lieber Leutnant

Jobst v. Königstein, wie geht's — wie steht's?" rief er lustig.

„Unverändert ist die Hauptstadt Pedkuhnen und wir auch." Jobst legte seinen Arm in den des Bruders. Sein Bursche belud sich mit Joachims Koffer.

Die Brüder Königstein hatten eine auffällige Ähnlichkeit miteinander, dieselben starkgewölbten Augenbrauen, die feinen leichtgebogenen Nasen, die vollen festgeschnittenen Lippen, das etwas zu lange Kinn. Beide waren beinahe gleich groß, beide hatten breite Schultern, schmale Hüften und einen federnden, leichten Gang.

Vor der Einfahrt stand der Krümperwagen, mit zwei kleinen, sehnigen Pferden bespannt. Der leichte Koffer wurde hinaufgeworfen. Der Ulan auf dem Bock senkte die Peitsche.

„Zuerst ins Gasthaus zur Traube! Da habe ich dir Quartier bestellt, Achim. Und dann schlage ich vor, wenn du dich etwas gesäubert hast, fahren wir gleich nach Karwinden. Du brauchst dich ja erst morgen beim Kommandeur zu melden. Mutter erwartet uns."

„Gut. Wird gemacht. Herrgott, was ich mich freue!"

Jobst sah den Bruder ein wenig erstaunt an. „Auf die Mutsch und Karwinden, das begreife ich. Aber weißt du, jahraus, jahrein in Pedkuhnen Rekruten reiten lassen, da kenne ich größere Vergnügen. Wie kommt dir unser Städtchen denn nach Berlin vor?"

„Ganz so viele Läden und Menschen hat es nicht. Daß ich immer mein Leben hier verbringen möchte, will ich nicht behaupten. Aber eine Zeitlang nach der Berliner Hetze tut's gut."

„Was sagt denn meine englische Schwägerin zu der Lebensveränderung? Wahrhaftig, du hast Mut, Achim,

Mylady hierher bringen zu wollen. Sie muß dich sehr lieben."

„Lassen wir das," wehrte Joachim etwas ernüchtert ab. „Isabel und das Kind werden sich schon eingewöhnen."

„Kommen sie dir bald nach?"

„Ja, ich hole beide in einigen Tagen. Hast du mir eine Wohnung gemietet, Jobst?"

„Eine Wohnung ist gut! Sage lieber, die Wohnung, nämlich die von dem verstorbenen Rittmeister v. Ohlen. Seine Witwe zieht fort. Einer 'raus — einer 'rein. Anders ist das hier nicht. Es ist die schönste Wohnung in der ganzen Stadt. Ob sie Isabels Ansprüchen genügt, weiß ich freilich nicht."

„Wir werden ja sehen."

Der Wagen holperte über das spottschlechte Pflaster. Mit lautem Gepolter durchfuhr er die kleine, winklige Stadt und bog mit scharfer Wendung auf den Markt ein. Da lagen die Hauptgebäude, die ganz stattliche Post, das große Haus eines reichen Fabrikanten und weiter nach rechts das Gasthaus zur Traube. Durch die nicht fest schließenden, dürftigen Gardinen sah man bis ins Innere der räucherigen Gaststube. Ein paar ältere Herren saßen um einen Tisch und spielten Skat. Halbgeleerte Biergläser und Frühstücksreste standen zwischen ihnen.

„Unsere Honoratioren und ein paar verkrachte Gutsbesitzer, die hier ihren Lebensabend nützlich verbringen."

„Trostloses Dasein! Verkehrt das Offizierkorps mit diesen Herren?"

„Natürlich. Aber früh Skat? Nee, das gibt's nicht bei unserem Kommandeur! Dienst, Dienst vom Morgen bis Abend, und dann ist man hundemüde."

„Recht so, Brüderchen. Das schadet euch gar nichts.

Zur Abwechslung werde ich euch jetzt abends ein paar Vorträge halten. Ich habe zum Beispiel einen ausgearbeitet über die ‚Grundbedingungen des kriegerischen Erfolges‘."

„Das wird aber unterhaltlich! Ich sage ja immer, der Generalstab verdirbt den besten Menschen," lachte Jobst. „Ich bleibe unten im Wagen, Achim. Zieh dich rasch um. Mutsch wartet mit dem Essen auf uns, und ich will vorher noch versuchen, ob ich May nicht abholen und mitnehmen kann. Seit Wochen habe ich sie nicht ordentlich sprechen können."

„Deine Braut, die ich noch nicht einmal kenne! Jobst, vorher müßte ich dem alten Herrn v. Rütger doch einen Besuch machen?"

„Spar dir den Weg! Er nimmt niemand an. Das stört ihn bei der Arbeit. May ist seine Gefangene und Sklavin. Wenn ich auf dieses Thema komme, werde ich wild. Beeile dich, bitte!"

Joachim stieg die knarrende Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Während er sich umzog, besah er kopfschüttelnd die fleckige Tapete, die wackligen, schlechtgehaltenen Möbel der besten Gaststube. Der kleine eiserne Kanonenofen glühte. Trotzdem pfiff der kalte Wind durch alle die nicht gut schließenden Türen und durch die Fensterritzen. Unmöglich konnte Isabel hier absteigen. Er mußte sie und das Kind nach Karwinden bringen, bis alles eingerichtet und zu ihrem Empfang bereit war. Brigitte, seine Pflegeschwester, war praktisch und tüchtig, die würde ihm gewiß bei der Einrichtung der neuen Wohnung helfen. ...

„Es ist dir also recht, wenn ich bei Rütgers halte?" fragte Jobst, als Joachim nach kurzer Zeit wieder zu ihm auf den Wagen stieg.

„Natürlich. Ich brenne darauf, meine zukünftige Schwägerin kennen zu lernen. Bei Isabel wird sie gleich einen Stein im Brett haben wegen ihres englischen Namens."

„Sie heißt Marie, aber die Abkürzung des Namens paßt für sie. May! Der Monat Mai ... so sieht sie wirklich aus."

„Du verliebter Junge!"

„Gleich wirst du selber sehen. — Hier halten, Karsten ... bei Herrn v. Rütger!"

Das kleine Haus, das der alte Herr v. Rütger bewohnte, lag etwas außerhalb der Stadt, von einem Gärtchen umgeben, zurückgebaut da. Schon von außen machte es einen schwermütigen, verwahrlosten Eindruck. Der Garten lag still und leer unter dem grauen Märzhimmel. Ein paar Krähen spazierten auf dem winterlich verfrorenen Rasen. In dem kleinen einstöckigen Haus rührte sich nichts, als Jobst die Klingel am Gartentor zog. Die Gardinen vor den Fenstern hingen regungslos herab. „Das kenne ich schon," rief er dem Bruder zu, der auch vom Wagen stieg. „Du wirst eine Weile Geduld haben müssen."

„Am besten ist's, ich komme mit dir," meinte Joachim kurz entschlossen. „Zwei erreichen manchmal mehr als einer." Er riß auch an der Klingel.

„Meinetwegen. Mehr als hinauswerfen kann der alte Höhlenbär uns nicht."

Das Sturmläuten blieb ohne Erfolg. Jobst versuchte vergeblich die eiserne, rostige Gartentür aufzurütteln; sie schien ins Schloß geklemmt zu sein. Endlich tat sie sich langsam mit einem jammernden Ton weit auf. Bei diesem Geräusch tauchte in der Fensteröffnung ein blonder Mädchenkopf auf.

Jobst winkte mit der Hand. „May! Wir kommen, um dich abzuholen, mein Bruder Joachim und ich.“ Er stieß die Tür wieder ins Schloß und ging den mit Moos bewachsenen schmalen Kiesweg dem Hause zu. May trat den Herren entgegen. Jobst zog sie ohne ein Wort in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Sie versuchte vergeblich sich loszumachen. Endlich gab er sie frei. May strich ihr Haar, das in lauter krausen blonden Locken um ihre weiße Stirn stand, zurück und hielt Joachim die Hand hin. „Verzeihen Sie uns. Jobst ist so wild. Ich glaube, wir werden uns gut vertragen, Herr v. Königstein, schon weil Sie Ihrem Bruder so ähnlich sehen.“

Joachim hielt die kleine Hand fest und sah May aufmerksam an. Besonders hübsch war ihr Gesicht eigentlich kaum zu nennen; aber durch ihr Lächeln, Erröten, den beständig wechselnden Ausdruck wurde sie reizend. Vom ersten Augenblick an gefiel ihm seine zukünftige Schwägerin. „Bitte, kommen Sie mit uns nach Karwinden,“ redete er zu, als er sah, daß May bei Jobstens Bitten den Kopf schüttelte. „Wir müssen uns doch näher kennen lernen. Dazu ist heute die beste Gelegenheit. Das muß Ihr Herr Vater einsehen.“

„May, ich fahre nicht ohne dich,“ sagte Jobst nachdrücklich. „Du wirst mich nicht los. Ich bleibe hier und mache solchen greulichen Lärm, daß dein Vater doch nicht arbeiten kann.“

„Du tust das jetzt schon, du böser Junge.“ Sie streichelte sein hübsches, braunes Gesicht mit ihrer kleinen, weißen Hand. „Ich werde Papa, der augenblicklich allein arbeitet, fragen, ob er die Herren empfangen will.“ May band ihre große Schürze ab und warf sie zusammengerollt in einen Winkel. „Papa

sieht mich nicht gern mit einer Wirtschaftsschürze, aber ich muß mich doch auch um die Küche kümmern. Mein neues Mädchen ist noch sehr dumm. Bitte, riech mal mein Haar, Jobst, ob's noch so gräßlich nach ausgelassenem Fett duftet."

Jobst drückte seine Lippen in das weiche, lockige Blondhaar. „Ich finde nur den Duft, der mich immer berauscht," sagte er ihr leise ins Ohr.

„Ob wohl ein bißchen Gefallsucht der Frage Mays zugrunde lag?" mußte Joachim denken. Nein, der Himmelsunschuld ihrer klaren blauen Augen gegenüber hielt solche Vermutung nicht stand.

May ging auf den Fußspitzen, aber ohne anzuklopfen, in das Studierzimmer des Vaters, das wie luftdicht durch zwei dicke Doppeltüren und Friesvorhänge von dem Flur und allen seinen entweihenden Geräuschen abgeschlossen war. Herr v. Rütger saß bei Mays Eintreten mit dem Rücken gegen die Tür hinter dem gewaltigen Zylinderbüro aus Nußbaumholz, das von einem Fenster aus quer in die Stube hineinragte und mit seinen mächtigen, bändereichen Gestellen im Rücken ein kleines Zimmer im Zimmer bildete. Auch die einförmig hellgrau gestrichenen Wände bedeckten Bretter mit Büchern und hochaufgestapelten, vergilbten Manuskripten, denen ein leiser Modergeruch entstieg. Eine Flut von Zetteln und losen Blättern, mit der hakigen, schwerleserlichen Handschrift Rütgers beschrieben, lag auf der Platte des Schreibtisches.

Hier, in der engen Umgrenzung seines Zimmers, erlebte Herr v. Rütger alle Freuden und Qualen des Schaffenden. Entzücken wechselte mit tiefster Entmutigung, mit Seelenqualen, wenn er an der eigenen Kraft seinem Stoff gegenüber glaubte verzweifeln zu

müssen. Kaum um wenige Zeilen rückte dann oft in Tagen seine große Arbeit „Die Religion in der Geschichte der Völker" weiter. Diesem Lebenswerk hatte er alles geopfert; sein Gut wurde vernachlässigt, sein Vermögen schmolz immer mehr zusammen; die vielen Reisen, die er zu seinem Quellenstudium machen, die teuren Werke, die er immerwährend anschaffen mußte, zehrten und zehrten. Seine Tochter May verurteilte er zu einer wahren Fronarbeit an der Schreibmaschine. Seine eigene Schrift wurde durch das fortgesetzte Studieren, bei dem seine Augen litten, immer unleserlicher. Er konnte May nicht mehr missen.

„Kommst du endlich?" fragte er, ohne den Kopf zu heben, beim leisen Aufgehen der Tür. Außer seiner Tochter durfte niemand diesen Raum betreten. „Hör mal den Anfang meines neuen Kapitels, May! Du kannst das gleich nachher tippen." Ohne seiner Tochter Zeit zur Antwort zu lassen, nahm er einen der beschriebenen Bogen auf und las: „‚Wenn wir unserer heidnischen Altvorderen gedenken, so wußten sie freilich, daß die Gottheit nicht in Tempeln von Menschenhand wohnt und nicht gleich goldenen oder steinernen Bildern sein kann; auch sie ahnten, daß ihr ganzer Glaube unzureichend und ihre ganze Götterwelt dem Untergang verfallen sei ...' Das scheint mir gut so, was? Aber du hörst nicht aufmerksam zu, May! Warum setzest du dich nicht an die Schreibmaschine?"

„Papa, ich will dich um etwas bitten." Mays Stimme schwankte. Ihr Atem ging rasch.

„Nun, was gibt's denn?" Herr v. Rütger hob sein blasses Gelehrtengesicht mit den wie nach innen gerichteten Augen, deren Blick hinter den großen blauen Brillengläsern seltsam erloschen schien, erstaunt zu seiner

Tochter auf. Daß May einen Wunsch äußerte, kam nicht oft vor.

„Darf ich heute einmal das Schreiben lassen und mit Jobst und seinem Bruder nach Karwinden fahren?" bat sie schüchtern. Hier in diesem Arbeitsraum kam ihr das Verlangen nach einem Feiertag selbst ungeheuerlich und unbescheiden vor.

„Ich zwinge dich nie, mir zu helfen, May," sagte Herr v. Rütger, indem er wieder in seinen Notizen herumfingerte. „Du weißt ja selbst, ob ich dich bei diesem wichtigsten Kapitel entbehren kann."

Jedes Kapitel, an dem er gerade arbeitete, war immer das wichtigste. May ließ den Kopf hängen. „Wenn du mich nicht entbehren kannst, Papa, muß ich natürlich dableiben. Verzeih einen Augenblick. Ich will nur Jobst und seinem Bruder, die draußen warten, Bescheid sagen." Aber sie hatte bei diesem Vorsatz nicht mit Jobsts Ungestüm gerechnet. Kaum sprach sie die ersten Worte ihrer Absage aus, als er, ohne sich mit der Zeremonie des Anklopfens weiter aufzuhalten, die Tür des geheiligten Arbeitzimmers weit aufriß, und ehe der erschrockene Herr v. Rütger sich auch nur besinnen konnte, stand er schon hart vor seinem Stuhl.

Joachim und May folgten.

„Herr v. Rütger, May fährt jetzt mit mir nach Karwinden zu meiner Mutter," sagte Jobst in einem so lauten, entschlossenen Ton, daß der einsame Gelehrte, der monatelang nur seines Kindes sanfte Stimme hörte, nervös zusammenzuckte.

Ganz verwirrt sah er sich um, als er plötzlich nicht nur Jobst, sondern auch noch eine zweite bewaffnete Macht in Gestalt des ihm unbekannten Joachim v. Königstein vor sich sah.

„Verzeihen Sie unser Eindringen, darf ich mich vorstellen? Ich bin Jobsts Bruder,“ erklärte Joachim seine Anwesenheit.

„Sehr angenehm. Ich war zwar nicht auf diesen Überfall eingerichtet ...“ Herr v. Rütger stand langsam auf und verbeugte sich. „May weiß, daß eine Störung mich viele Arbeitstage kostet, aber ...“

„Aber diese konnte sie nicht hindern, denn ich schob sie einfach beiseite, um mit Ihnen zu reden, Herr v. Rütger,“ fiel Jobst ein. „Diese Gelegenheit mußte ich beim Schopfe fassen. Bisher ließen Sie sich beharrlich verleugnen.“

„Meine Arbeit drängt.“

„Ihre Arbeit wird in zehn Jahren auch noch nicht beendigt sein, Herr v. Rütger.“

„Wenn Sie mich darin unterbrechen allerdings ...“

„Über viele Störungen meinerseits konnten Sie bisher wirklich nicht klagen. Ich betrete Ihr Haus fast nie. Wenn ich May sprechen will, so ist's hier im Garten ein gestohlenes Viertelstündchen.“

„Auch das sehe ich nicht gern.“

„Natürlich nicht. Sie möchten May in diesen zehn Minuten auch noch für Ihre Arbeit ausnutzen.“

„Jobst, ich bitte dich!“ May faltete flehend die Hände über seinem Arm.

Aber Jobst ließ sich nicht abhalten, sondern fuhr immer erregter fort: „Herr v. Rütger, ich dulde das nicht länger. Mays Gesundheit leidet, weil sie tagaus, tagein beständig vor der Schreibmaschine sitzt. May ist meine Braut.“

„Wenn auch nicht gegen meinen Willen, doch sehr gegen meinen Wunsch geschah diese Verlobung, Herr v. Königstein.“

„Freilich, eine Heirat befreit May aus der Sklaverei."

„Noch sind wir nicht so weit. Ihrer Heirat mit May stehen unübersteigbare Hindernisse entgegen."

„Nichts steht im Wege, nur Ihre Eigensucht hindert uns, Herr v. Rütger — May, laß mich ausreden, es muß heraus — jawohl, Ihre Eigensucht!"

„Meine Eigensucht? Ich denke nie an mich selbst, immer nur an mein Werk."

„Ach was, Ihr Werk! Die Welt geht nicht unter, wenn das nicht zu Ende käme! Aber Mays Gesundheit geht zugrunde, und das dulde ich nicht länger. Heute in Karwinden spreche ich mit meiner Mutter, die wird Rat schaffen. May soll dabei sein, wenn über unsere Zukunft verhandelt wird. Ich verlasse dies Haus nicht ohne meine Braut. Wenn Sie also May zurückhalten, Herr v. Rütger, so bereiten Sie sich nur auf einen lang ausgedehnten Besuch meinerseits vor."

Den beiden Zuschauern dieser sich immer mehr zuspitzenden Szene wurde sehr unbehaglich zumute. Joachim kannte Jobsts Heftigkeit. Wenn er sehr gereizt war wie jetzt, konnte er leicht übers Ziel hinausschießen. Und May sah mit Entsetzen einen förmlich haßerfüllten Ausdruck in den Zügen ihres sonst stets gelassenen Vaters aufleuchten.

„Um wieder in den Alleinbesitz meines Zimmers zu gelangen, bin ich bereit, einen hohen Preis zu zahlen," sagte Herr v. Rütger nach einigem Besinnen mit kaltem Zorn. „Fahre also mit den Herren, mein Kind, und unterhalte dich, ohne daran zu denken, daß deine Abwesenheit mich einen vollen Arbeitstag kostet; ganz abgesehen davon, daß die Folgen dieser Szene mein Schaffen für viele Wochen lähmen können."

„Ach, hol der Henker Ihr Schaffen!" brummte Jobst

wütend. „Mit diesen Worten haben Sie May wieder den ganzen Spaß an der Fahrt verdorben.“

„Jobst, ich möchte doch lieber bei meinem Vater bleiben,“ wandte May schüchtern ein. Sie war dem Weinen nahe.

„Nichts da. Du kommst mit.“ Jobst legte den Arm um Mays Hüfte und zog sie mit Gewalt hinaus. In einen Lodenmantel, der auf dem Flur hing, wickelte er sie ein und zog ihr die Kapuze über den Kopf. Sie sah reizend in dieser Vermummung aus. Drunten fiel ihr ein, daß sie nicht einmal Handschuhe mithabe, aber er ließ ihr keine Zeit, sich welche zu holen, sondern hob sie auf den hohen Rücksitz und setzte sich neben sie. „Achim, du sitzest vorn, kannst auch selber fahren, wenn du willst, das heißt es kostet fünf Mark in die Regimentskasse, wenn ein anderer wie der Ulan die Krümpergäule kutschiert. Aber die paar Pfennige hast du am Ende über.“

„Danke, ich bin nicht mehr zehn Jahre alt,“ lachte Joachim. „Jetzt kann ich's aushalten, wenn ein anderer die Zügel hält. Unterhaltet euch gut da hinter mir, ihr beiden. Wir müssen wohl die Staatsstraße nach Karwinden fahren? Der Landweg ist gewiß zu schmutzig.“

„Bis an die Knöchel versinkt man im Sommer, bis an die Knie im Winter. Und jetzt ist's noch Winter,“ meinte May.

„Nein, Frühling, May ... Frühling.“ Jobst zog sie dicht zu sich heran. Unter dem Schutz der Decke, die er um sie herumwickelte, faßte er die weiche Mädchenhand und behielt sie fest in der seinen.

— — — — — — — — — — — — —

An dichten Waldstrecken, tiefen Mooren und aufblinkenden Seen vorbei zog sich die Staatsstraße, die

nach Karwinden führte, entlang. Plustrige Raben mit naßgeregnetem Gefieder saßen auf den umgeackerten Feldern. Auf den großen, braunen Erdschollen zerschmolzen die letzten Schneereste. Darunter sproßte die aufkeimende Saat. Frühlingsahnung wehte in diesen Märztagen schon durch die Luft.

Schnurgerade lief die Straße auf den Toreingang zu, der in den Gutshof von Karwinden führte. Das Herrenhaus, im Munde der Dorfleute Schloß genannt, war ein grauer, mächtiger Steinkasten mit schieferblauem Dach und einem spitzen Turm, der rittlings auf dem Dache saß. Um das Schloß herum lagen die roten Ziegeldächer der Dorfhäuser, der massiven Scheunen und Stallgebäude.

Jobst, der sich bisher nur damit beschäftigt hatte, May zu küssen, zog ihr jetzt die verrutschte Kapuze fester ums Köpfchen und tippte dann dem vor ihm sitzenden Bruder auf den Rücken. „Sieh dir mal die Gebäude alle an. Ein Staat nicht wahr, Achim? Die Mutsch hält uns das Gut nicht schlecht in Ordnung."

Joachim nickte. Die Rührung machte ihn stumm. Mehrere Jahre war er nicht in Karwinden gewesen. Was war seitdem nicht alles hier geschafft worden von seiner unermüdlich fleißigen Mutter, die nie über Mißernten oder Leutenöte auch nur ein Wort der Klage äußerte!

Die Dorfhunde kläfften den Wagen wütend an. Die Kinder, die auf der Straße spielten, zogen in Ermanglung einer Mütze an ihren Haaren, was einen Gruß bedeuten sollte und May so spaßig vorkam, daß sie hellauf lachte.

Frau v. Königstein mußte schon vom Fenster aus die Ankunft des Wagens bemerkt haben, denn sie eilte

den aussteigenden Söhnen entgegen. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit schlang sie ihren Arm um den Hals ihres ältesten Sohnes, bog seinen Kopf zu sich herunter und küßte ihn herzhaft ab. Sie war eine kleine, zierliche Frau, jede Bewegung rasch und anmutig. Ihre weichen Züge erinnerten nicht an die scharfgeschnittenen Rasseköpfe der Söhne. Nur die lebhaften dunklen Augen unter den schöngeschwungenen Brauen hatten beide von ihr. Zwei silberweiße Streifen zogen sich rechts und links durch ihr schwarzes, leichtgewelltes Haar.

„Wir sind auch noch da, Mutsch!" Jobst schob May seiner Mutter zu.

„Ja, mein guter Jobst, meine kleine May, ich freue mich ja so, euch endlich einmal zusammen hier zu haben. Aber meinen Ältesten habe ich ewig lange nicht gesehen. Darüber vergesse ich alles andere. Komm herein, Töchterchen!"

„Hier ist nichts verändert worden." Joachim sah sich befriedigt in der mit dunklem Eichenholz getäfelten Halle um. An den weißgetünchten Wänden oberhalb der Täfelung hingen Elen- und Hirschgeweihe, Gehörne und Krickeln, ausgestopfte Auer- und Birkhähne mitten darunter.

Der verstorbene Herr v. Königstein war ein großer Weidmann gewesen, der den Wald und die Jagd mehr als seine Felder und Wiesen pflegte. Nach seinem Tode hinterließ er seiner Witwe ein starkverschuldetes, schlecht bewirtschaftetes Gut, zwei unmündige Söhne und ein vorzügliches Jagdrevier. Aber Veronika v. Königstein löste ihre schwere Aufgabe so vorzüglich, daß sich die Schuldenlast jährlich verringerte, das ganze Gut in einen mustergültigen Zustand gebracht wurde. Ihre Hoffnung, einer ihrer Söhne würde das Gut über-

nehmen wollen, erfüllte sich nicht. Beide waren so mit Leidenschaft Soldaten, daß sie lieber dienen als Karwinden bewirtschaften wollten. Welches Opfer ihre Mutter ihnen brachte, indem sie nach wie vor die ganze Last allein trug, ahnten sie wohl erst spät.

Veronika v. Königstein, die aus einem Professorenhause Süddeutschlands stammte, die reichbegabte Tochter eines gelehrten Mannes war, hatte unendlich viel in sich zum Schweigen bringen müssen, ehe sie sich damit abfand, nur noch Mutter und Hausfrau zu sein. Diese von ihr ernst und verständnisvoll erfaßte Aufgabe erforderte den ganzen Menschen; das sah sie ein und handelte danach. Sie vernachlässigte ihre literarischen Neigungen nicht, weil sie mit ihren Söhnen geistig weiterleben wollte, aber alle ihre künstlerischen Liebhabereien wurden in den Hintergrund gedrängt oder ganz aufgegeben.

Während Joachim schnell durch alle Räume ging, „um ja nichts Neues zu entdecken", ließ May ihren Bräutigam im Stich, um Britta zu suchen, im ganzen Hause zunächst vergeblich. Schließlich fand sie die Freundin im Erdgeschoß, in der Küche damit beschäftigt, den Zuckerguß einer Torte mit einer glühenden Kohlenschaufel zu glasieren. Ein masurisches Dorfmädchen sah mit offenem Munde zu.

„Bitte, beeile dich, Joachim und Jobst sind da," rief May.

„Das konnte ich mir denken, da ich dich sehe," antwortete Britta. „Wie ist's denn gelungen, dich von deiner verwünschten Tippmaschine wegzubringen?"

„Fast mit Gewalt bin ich entführt worden. Du, Britta, Joachim sieht Jobst ähnlich. Nur ist er natürlich lange nicht so hübsch."

„Dann muß er in seiner englischen Ehe häßlicher geworden sein. Früher sah er viel besser aus als Jobst."

„Aber keine Idee! Jobst hat schönere Augen, sein Ausdruck ist viel freundlicher. Bei Joachim liegt immer solch böse Falte zwischen den Brauen."

„Vermutlich kommt die auch auf Lady Isabels Rechnung."

Britta überragte die kleine, zierliche May, ihre Gestalt war schlank und doch üppig, das Gesicht unregelmäßig, mehr rund wie länglich, mit einem kurzen, etwas abgestumpften Näschen, einem großen Mund mit ebenmäßig gewachsenen Zähnen und wundervollen dunkelblauen Augen unter geraden schwarzen Brauen, die zusammengezogen eine Linie auf der ein wenig niedrigen Stirne bildeten. Das Haar lag ihr in schweren Zöpfen im Nacken; es war von einem matten Braunschwarz ohne Glanz. . Die glatte Hemdbluse, die Britta trug, war straff in den roten Ledergürtel hineingezogen. Der enganliegende dunkelblaue Tuchrock verriet den guten Schneider.

Brigitte Genthe war die einzige, frühverwaiste Tochter von Frau v. Königsteins Bruder. Als kleines Kind nach Karwinden gekommen, konnte sie sich ihrer eigenen Eltern nicht mehr entsinnen und betrachtete Frau v. Königstein ganz als Mutter und Karwinden wie ihre Heimat. Von den beiden Vettern wurde sie stets wie eine jüngere Schwester behandelt, geliebt, verwöhnt, geneckt, ein bißchen geärgert, je nachdem.

Heute empfing sie Jobst mit lautem Hallo. „Nun, Marjell, kannst du nicht dasein und uns begrüßen, wenn wir erscheinen? Oder wenigstens pünktlich zum Essen

antreten? Die Suppe steht schon auf dem Tisch, und wir haben einen Mordshunger. Mutsch, du hast die Marjell viel zu sehr verzogen."

„Das ist der Dank, weil ich euch eine Torte gebacken habe!" Brigitte sah Jobst gar nicht an. Ihre Augen hingen mit seltsamem Aufleuchten an Joachim, der ihre beiden Hände nahm und herzlich drückte.

„Wie hübsch sie geworden ist, unsere Kleine!" Er streichelte Brittas Wange, deren Haut sich weich und duftig anfühlte.

Sie wurde glühend rot unter seinen bewundernden Blicken und der Berührung seiner Hand.

„Nicht wahr? Das findet mancher hier in der Gegend," meinte Frau v. Königstein mit einem neckenden Seitenblick auf Britta, die abweisend und ein bißchen ärgerlich den Kopf schüttelte.

„Ja, aus den häßlichsten Kindern werden oft noch leidlich aussehende Mädchen," sagte Jobst nachdenklich. „Weißt du noch, Achim, wie die Mutsch uns Britta als ‚unser Schwesterchen' vorstellte und wie entsetzt wir waren? Garstig war der Balg! Ein richtiges Scheusal. Und unartig wie ein kleiner Teufel. Mühsam hab' ich sie dann erzogen."

„Das heißt, du hast ihr nichts wie Dummheiten beigebracht," verbesserte Frau v. Königstein. „Reiten mußte sie wie ein Kosak, und im Pistolenschießen nimmt's so bald keiner mit ihr auf."

„Kannst du noch so gut nach der Scheibe schießen, Britta?" fragte Joachim.

„Jawohl, ich treffe immer noch mitten ins Schwarze. Soll ich dir's zeigen? Nach dem Essen?"

„Später," wehrte er ab. „Zuerst muß ich noch bei Mutter bleiben." Er küßte die liebe Hand, die auf

seinem Arm lag. „Mutter, was ist das schön, mal wieder zu Hause bei dir zu sein!"

„Achim, ich habe gezählt, das ist das zehnte Mal, daß du das heute sagst," seufzte Jobst.

„Laß ihn. Das kann ich nie oft genug hören. Und wie glücklich bin ich, alle meine Kinder um mich zu haben!"

Frau v. Königstein sah sich lächelnd im Kreise um.

„Du vergißt Isabel und Klein-Herbert," erinnerte Joachim. Aber die Worte klangen ihm selbst fremd und gezwungen in den Ohren. Zu diesem gemütlichen Familienessen, bei dem Frau v. Königstein selber die Suppe austeilte, den Braten vorschnitt, paßte Isabel nur schlecht. Er glaubte, förmlich ihren kühl-spöttischen Blick zu spüren in Gedanken an sie. „Der Bubi, ja, dem wird's hier gefallen," sagte er nach einer kleinen Pause. „Mutter, kannst du Britta entbehren, damit sie mir in Pedkuhnen einrichten und alles zu Isabels Empfang vorbereiten hilft?"

„Natürlich, lieber Junge. Britta tut das sehr gern; nicht wahr, mein Töchterchen?"

Die langen, schwarzen Wimpern lagen wie ein Strich auf den Wangen des jungen Mädchens. Sie hob die etwas schweren, breiten Lider nicht, sondern nickte nur zustimmend, als Frau v. Königstein, etwas erstaunt über ihr Schweigen, die Frage wiederholte.

Für gewöhnlich war es Sitte in Karwinden, sich nach dem Essen bis zur Kaffeestunde zurückzuziehen. Aber heute wurde eine Ausnahme gemacht. Joachim wollte zu vieles besehen.

Froh und stolz ging Frau v. Königstein mit ihrem ältesten Sohn voraus. Das Brautpaar und Britta folgten. Jobst wäre zwar lieber mit seiner Braut allein geblieben, aber May, die so selten aus der Stadt heraus-

kam, lief mit Leidenschaft durch die Ställe. Von den weiß- und braungefleckten Kälbern und den krauswolligen Lämmern war sie kaum fortzubringen. Sogar die wie rosa Marzipan aussehenden Ferkelchen drückte sie an sich. Die musterhafte Reinlichkeit, die auch in den Schweineställen von Karwinden herrschte, erlaubte diese sonst wenig angebrachten Zärtlichkeitsausbrüche. Das Schönste aber waren die Hühnerställe mit den zahllosen flaumweichen gelben Küken. Britta erklärte die neueingeführten Brutapparate so ausführlich, daß es Jobst langweilte. Er ging der Mutter und dem Bruder nach, die gerade die Kutsch- und Ackerpferde besahen. Das war mehr sein Fall.

„Mutsch, wie machst du es nur, daß alles wie geleckt aussieht?" fragte er staunend. „Nicht einmal in meinem Schwadronstall ist mehr Ordnung und Sauberkeit. Und das will viel sagen."

„Mir ist noch nie so klar wie heute geworden, was du alles hier geleistet hast." Joachim faßte die Hand der Mutter. „Die Arbeit deines ganzen Lebens steckt in Karwinden. Ja, ich möchte sagen, du gabst dein Leben für unsere Heimat hin!"

„Wenn ihr zufrieden seid, bin ich belohnt." Veronika v. Königstein stand zwischen ihren beiden großen Söhnen, die kleine, zarte Frau mit dem eisenfesten Willen. Ihre Augen leuchteten glückselig, als sie zu ihnen aufsah. „Ihr braucht mich aber weder bewundern noch loben. Erfolgreiches Schaffen ist das Beste, was das Leben uns gewährt. Ist es nicht so?"

„Gewiß, aber deine Neigungen lagen eigentlich nach einer ganz anderen Richtung hin, Mutter. Ich weiß, wie leidenschaftlich gern du gelesen, wie schön du Klavier gespielt hast."

„Abends lese ich, und mein Spiel reicht noch aus, um Brittas Gesang zu begleiten. Sie hat eine schöne Altstimme; nach dem Tee soll sie singen, da werdet ihr merken, daß meine Finger nicht ganz steif geworden sind. Nun gehen wir ins Dorf, oder seid ihr müde?"

„Bewahre!"

Auch in den Wohnungen der Tagelöhner sah's behaglich aus; Sauberkeit und Ordnung herrschten überall. Still war's in den kleinen Stuben mit dem einfachen Hausgerät und dem steinernen Estrich. Nur hin und wieder quarrte ein ganz Kleines aus seinem rotgewürfelten Federbettchen heraus. Am schnurrenden Spinnrad fand man die alten Frauen, die keine Feldarbeit mehr tun, nur noch Kinder warten und spinnen konnten.

Jedes noch so verrunzelte alte Gesicht glänzte auf bei Frau v. Königsteins Eintreten. Sie hatte für jede ein freundliches Wort, eine Erkundigung nach irgend einem kleinen Leiden.

Je mehr Häuser sie besuchten, desto stiller wurde Joachim, der seine Mutter in ihrem Verkehr mit den Leuten genau beobachtete. Dieses gegenseitige Vertrauen, diese Hochachtung auf der einen, dieses selbstverständliche Sorgen auf der anderen Seite war schön. Aber mitten hinein in sein Freuen tauchte der Gedanke, daß Isabel einst die Nachfolgerin seiner Mutter werden sollte. War es nicht widersinnig, diese vornehme Weltdame hierher verpflanzen zu wollen? Konnte man sich Isabel in kurzem Rock und festen Stiefeln, die Ställe musternd, die Dorfleute besuchend, vorstellen? Beides gehörte doch außer den vielen anderen Pflichten auch mit zum Beruf einer ostpreußischen Landedelfrau. Die Mutter hatte es gelernt und tat es aus Pflichtgefühl und aus Liebe für ihre Söhne. Kannte Isabel

überhaupt Pflichten? Eine sich selbst vergessende, aufopfernde Liebe? Nein. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

Frau v. Königstein sah liebevoll in sein Gesicht. „Was gibt's denn, mein Alter? Weshalb seufzest du?"

„Ich dachte daran, wie schwer es Isabel werden wird, sich hier einzuleben oder gar dich einmal zu ersetzen, Mutter," antwortete Joachim ausweichend.

Selbst seiner Mutter gegenüber mochte er keinen Tadel über Isabel aussprechen. Sie verstand ihn aber auch ohne dies und strich liebkosend über seinen Arm. „Das findet sich wohl alles noch, mein Achim."

„Mutsch, ich muß dir was sagen." Jobst, der sich bisher nicht an der Unterhaltung beteiligt hatte, blieb plötzlich stehen.

Frau v. Königstein sah ihn mit ihren klugen Augen schalkhaft von der Seite an. Den Ton kannte sie und kam ihm entgegen. „Früher hieß das immer mit anderen Worten: Mutsch, ich brauche Geld."

„So heißt's auch heute noch, Mutsch. Aber diesmal ist's viel; ein ganzes Kapital muß ich haben, damit ich die Zustimmung meiner Vorgesetzten einholen und May endlich heiraten kann. Die Zerrerei und Warterei macht mich ganz krank."

Diese Bitte schien Frau v. Königstein nicht sehr zu überraschen. „May besitzt nichts?" fragte sie nur kurz mit der ihr eigenen Ruhe.

„Nein, und wenn sie auch etwas besäße, müßte der Alte das Geld doch behalten. Wovon soll er leben?"

„Verdient er nichts mit seinem Schreiben?"

„Im Gegenteil, den letzten Pfennig setzt er bei seinem unseligen Buche zu. Mutsch, habe Mitleid! Ich liebe May zum Verrücktwerden. Höchstens sehe ich sie jede

Woche einmal für eine halbe Stunde. Das ist eine Qual! Kurz und gut, ich ertrag's nicht länger. Verstehst du mich, Mutsch?"

Sie nickte mit ernstem Gesicht. „Ich verstehe dich schon, lieber Junge. Wenn Joachim einverstanden ist, könnte ich eine Hypothek aufnehmen und euch das Kommißvermögen geben. Ihr werdet euch freilich sehr einschränken müssen. Aber in Pedkuhnen mag's gehen, namentlich wenn ich euch Braten schicke, Geflügel und alles Gemüse."

„Natürlich bin ich einverstanden," sagte Joachim herzlich. „Na, reiß mir nur nicht die Hand aus dem Gelenk, Jobst. Mir brauchst du gar nicht zu danken, nur unserer Mutter."

„Mutsch, was bist du gut!" fing Jobst an.

Aber Frau v. Königstein schüttelte ihn lachend von sich ab. „Na, das wär' noch schöner, wenn eure alte Mutter nicht gut zu euch sein sollte! Nach der Prachternte vom vorigen Herbst kann ich ohne Leichtsinn die Hypothek riskieren. Da kommt May auf uns zu. Küsse die lieber ab!"

„May!" Jobst schlang seinen Arm um das junge Mädchen. „Hör mal zu. Was hast du denn da in der Hand? Ein Küken! Laß es los, ich habe dir Wichtiges zu sagen."

Aber May wollte das Tierchen nicht hergeben, sondern schob es unter ihr Tuch. Ganz warm saß es da und zeigte vergnügt das gelbe Köpfchen mit den perlschwarzen Äugelchen.

„May, wir können heiraten." Ganz leise, aber mit heißem Atem flüsterte er die Worte in ihr Ohr. „Meine süße kleine Frau! Wenn ich mir das ausdenke, werde ich ja ganz närrisch. Mutsch gibt uns das Kommiß-

vermögen. Morgen reiche ich den Konsens ein. In acht Wochen ist Hochzeit, hurra!"

„Und mein Vater, Jobst?"

Der Wind wehte May den Schleier vom Blondhaar zurück; sie ließ es achtlos geschehen. Nur das Tuch, in dem sie das Küken trug, hielt sie mit beiden Händen fest.

„Nun, wenn Mutsch alles geben will, dann hat er doch wirklich keinen stichhaltigen Grund mehr," antwortete Jobst ein wenig ärgerlich.

„Er kann doch aber nicht allein bleiben!" Mays Augen hingen mit schüchterner Bitte an ihres Bräutigams Gesicht.

„Himmel, dann soll er sich doch eine Schreiberin nehmen. Du darfst nicht dein Leben in seiner dumpfen Gelehrtenstube vertippen! May, nimm Vernunft an, du liebst mich doch?"

„Wie sehr! Aber Jobst, Papa wird unglücklich sein, wenn ich dich heirate."

„Und ich werde noch viel unglücklicher sein, wenn du mich nicht heiratest."

Die Farbe kam und ging auf ihrem zarten Gesicht. „Jobst!" Ihre kleine Hand spielte mit einem seiner Rockknöpfe. „Wenn wir in ein Haus mit meinem Vater zögen und ich, wenn du im Dienst bist, für ihn arbeiten dürfte, ginge das?"

Aber davon wollte er nichts wissen. „Unsinn, May, du sollst ja frei von der Sklaverei werden. Ich muß dich allein für mich haben; ich kann dich mit niemand teilen. Morgen spreche ich selbst mit deinem Vater."

„Laß mich, bitte, zuerst allein mit ihm reden."

„Nein, nein, du versprichst ihm wieder, was er haben will. Ich werde ihm alles auseinandersetzen. Es müßte

sonderbar zugehen, wenn er dann noch Gründe gegen unsere Heirat vorbringen könnte."

„Mein Vater wird einen einzigen Einwand machen."

„Und der ist?"

„Den weißt du. Mein Vater kann sein Buch nicht ohne mich beenden, und das will er erst fertig haben, ehe ich heiraten darf."

„Hm, wie lange schreibt er denn schon daran?"

May dachte nach. „Mehrere Jahre schon — ich kann mich gar nicht besinnen, daß er nicht daran arbeitete. Aber freilich die Vorstudien kosten die meiste Zeit; jetzt wird's wohl rascher gehen."

„Die Geduld, das abzuwarten, habe ich nicht, May. Es wird einen harten Kampf geben, aber wir müssen siegen. Sag, daß du festbleiben willst?"

Seine Augen ließen sie nicht los, bis sich endlich ein leises „Ja" von ihren Lippen rang. Daß ihr die Tränen dabei in den Augen standen, sah Jobst in seiner freudigen Erregung nicht. —

Die behagliche Kaffeestunde konnte nicht lange ausgedehnt werden; der Inspektor und mehrere Dorfleute wünschten die Herrin zu sprechen, die sich auch heute, in der Freude des Wiedersehens mit ihrem Ältesten, den liebgewonnenen Pflichten nicht entzog.

Die jungen Leute litt es nun auch nicht mehr um den runden Tisch.

„Wir wollen noch nach der Scheibe schießen," schlug Britta vor. „Es ist noch hell genug. Ich werde die Pistolen in den Scheibenstand bringen lassen."

„Britta will ihre Künste zeigen," neckte Jobst.

„Will ich auch." Ihre schlanke Gestalt straffte sich. „Und das nächste Mal kommst du zu Pferde, Achim, bitte! Dann reiten wir zusammen, einmal wieder zu

zweien allein, ja?" Sehnsucht klang durch den Ton ihrer Stimme, lag in den großen, veilchenblauen Augen.

„Gern," antwortete er freundlich.

Das kurze, scharfe Rollen eines Wagens drang vom Hof herein. Besuch! Auf dem Lande bedeutet das immer zuerst einen Schrecken.

Jobst sah hinaus. „Natürlich, der Unvermeidliche!"

Britta wurde rot vor Ärger und trat mit der Fußspitze ungeduldig auf den Boden.

„Wer ist der Unvermeidliche?" fragte Joachim.

„Du kennst ihn auch. Er ist Reserveoffizier in unserem Regiment: Kracht, der dicke Baron Kracht, jetzt Besitzer von Schmedkallen, bieder, reich und sehr verliebt in — unsere Pflegeschwester, Fräulein Britta Genthe, in der ich dir unsere zukünftige Gutsnachbarin, die Herrin auf Schmedkallen, vorzustellen die Ehre habe."

„Jobst sei nicht so albern, du weißt doch, daß ich ihn nicht ausstehen kann."

„Herr Baron v. Kracht," meldete der Diener.

„Sehr angenehm."

Jobst lachte laut über Brittas wütendes Gesicht, ‚mit dem sie junge Katzen hätte vergiften können'. Joachim ging dem Gast entgegen.

„Tag, lieber Kracht. Das machen Sie recht, daß Sie kommen. Erinnern Sie sich meiner? Wir sind alte Bekannte und jetzt auch noch Regimentskameraden."

Britta begrüßte ihn knapp höflich. „Meine Tante hat heute sehr viel zu tun," sagte sie so abweisend, daß eine flüchtige Röte in Krachts Stirne stieg.

„Soll das heißen, daß mein Besuch heute nicht paßt? Vielleicht weil Ihr ältester Herr Vetter angekommen ist?"

„Welche Idee, lieber Kracht!" fiel Jobst schnell ein.

„Wir freuen uns sehr, Mutter auch. Sie bleiben natürlich zum Abendessen! Bis dahin ist Mutter mit ihrer Rechnerei längst fertig."

„Aber Ihnen bin ich unwillkommen, Fräulein Britta?" fragte Kracht leise.

Wenn er in diesem heißen, eindringlichen Ton zu ihr sprach, fand Britta ihren Bewerber ganz besonders unangenehm. Überhaupt mißfiel ihr eigentlich alles an ihm: seine große, plumpe Gestalt, das rote Gesicht mit den kleinen wasserhellen Augen unter den rötlichblonden überhängenden Brauen, der sehr starke rötliche Schnurrbart. Ihr Blick glitt zu Joachim Königsteins Rassekopf hinüber. Ihre Brauen schoben sich wie bei einem körperlichen Schmerz zusammen.

„Da kommt der Diener mit dem Pistolenkasten, gehen wir!" Nachlässig warf sie statt jeder anderen Antwort Herrn v. Kracht die Worte zu.

Aber den beglückte die Erlaubnis, die darin lag, sich anschließen zu dürfen. Ohne ihre abweisende Haltung zu beachten, blieb er an ihrer Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fellahin

Von B. Haldy

Mit eigenen Aufnahmen des Verfassers (Nachdruck verboten)

Die Tatsache, daß die Engländer vor Jahren bei der Knebelung Ägyptens verhältnismäßig leichtes Spiel hatten, muß um so mehr befremden, als es im allgemeinen schwer ist, ein Volk von der Kopfzahl der Ägypter unter die Knute zu bringen. Herrscht auch im alten Pharaonenlande das denkbar bunteste Völkergemisch, so ragt doch daraus ein bestimmter Typus hervor, der den Grundstock der Bevölkerung ausmacht: die Fellahin, gemeinhin Fellachen genannt.

Der Name der Fellahin — Einzahl: Fellah — kommt von dem arabischen Wort fellaha, das ist pflügen, womit im Grunde schon die Tätigkeit dieser Bevölkerungsschicht angedeutet ist. Die Fellahin machen nicht etwa einen bestimmt begrenzten Stamm aus; sie sind eben die ackerbautreibende Bevölkerung Ägyptens und im wesentlichen die Nachkommen der alten Ägypter. Ist auch unter ihnen noch manch einer vom Blut der früheren fremdländischen Eroberer, so findet man doch im großen und ganzen den Fellah mit Leichtigkeit unter den anderen Landesbewohnern heraus.

Die Kopfzahl der Fellahin beträgt weit mehr als eine halbe Million. Ihr Dasein ist bedauernswert; elendere, jämmerlichere Verhältnisse als unter den Fellahin findet man in wenigen „Kulturländern". Die englischen „Befreier" sind eifrig bemüht gewesen, die Lage des armen Volkes noch unerträglicher zu gestalten.

Die jungen Fellahin kann man als schönen Menschenschlag bezeichnen. Von Mittelgröße, häufig auch darüber, sind sie von kräftigem, oft herkulischem Körperbau. Schön sind die Augen, die mit ihrem mandelförmigen

Schnitt und ihrer reichen Bewimperung verblüffend an den alten Retutypus, wie ihn altägyptische Bildwerke



Fellahmädchen.

zeigen, erinnern. Haar und Bart sind dagegen meist schwach entwickelt und von dunkler Farbe. Neben sehr feinen Gesichtern findet man allgemein in der Gesichts-

form großen Mund und dicke Lippen, eine breite und kurze Nase und stark vorspringende Backenknochen. Die Hautfarbe ist gemeinhin ein lichtes Braun mit einem Stich ins Rötliche, doch kommen auch sehr hellfarbige Gestalten vor.

Schöne Frauen, in der Jugend oft von untadelhaftem Wuchs, sind nicht selten. Dazu kommt bei ihnen eine angeborene Anmut, die sich besonders bei leichteren Arbeiten zu erkennen gibt. Ihre Kleidung besteht in einem lang herabreichenden baumwollenen Hemd von meist blauer, auch brauner oder schwarzer Farbe, mit dessen unterem Zipfel sie bei der Annäherung von Fremden — auf dem Lande gehen die Fellahinfrauen unverschleiert — das Gesicht zu verdecken suchen. Hübsch wirkt manchmal der reiche, wenn auch nicht wertvolle Metallschmuck um Arme und Fußknöchel, häßlich für unsere Begriffe sind dagegen die großen Nasen- und Ohrringe, wie sie namentlich bei den Frauen der oberägyptischen Bevölkerung gebräuchlich sind. Ebensowenig schön wirkt die überreiche Tätowierung von Stirn, Brust, Kinn und Armen.

Die Männer sind gleich gekleidet und tragen außerdem noch eine weite, kurze Baumwollhose und eine runde Kappe aus braunem Filz.

Es wurde schon gesagt, daß das Leben des Fellah trostlos ist. Die Dörfer am Nilufer gleichen großen oder kleinen Schlammhaufen, ihre Häuser sind nichts weiter als Höhlen elendester Art, viereckig aus getrocknetem Nilschlamm aufgeführt, ohne Türen, nur mit dürren Palmblättern gedeckt. Es ist genau dieselbe Bauform, die schon den alten Ägyptern zur Wohnung diente. Diese Löcher — anders kann man sie wohl kaum bezeichnen — bestehen nur aus einem einzigen Raum, und dieser dient



Fellah.

allen Familienangehörigen im weitesten Sinne zur Wohnung. Hausrat enthält er nicht, dafür aber gibt

er allen vierbeinigen Familiengenossen gastfrei Unterkunft. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß der Fellah den Raum nur zum Schlafen benützt, denn sein ganzes Leben spielt sich sonst im Freien ab. Splitternackt balgen sich die Kinder mit Zweihufern und den häßlichen Kötern im Schmutz herum, in ungebundenster Freiheit.

Solange der Fellah jung ist, kann man ihn einen durchaus liebenswürdigen Menschen nennen. Er ist gutmütig, freundlich, hilfsbereit, ehrlich und heiteren Gemüts. Die schwere Fron des Tages, die Erkenntnis, daß er von anderen in der schonungslosesten Weise ausgebeutet wird, daß er wie ein Stück Vieh arbeiten muß und doch niemals aus der bittersten Armut herauskommt, wandeln aber bald seinen Charakter in recht unvorteilhafter Weise. Es wäre aber verkehrt anzunehmen, daß nun jeder Fellah gleich die unerfreulichsten Eigenschaften zeigte. Doch viele von ihnen werden sehr bald mißtrauisch, suchen namentlich den Fremden zu betrügen; ihre anfänglich so angenehm berührende Offenheit macht einem unangenehmen, heimtückisch scheinenden Wesen Platz. Alles Züge, die dem Fellah nicht von Natur eigen sind, die ihm vielmehr erst seine Umgebung und die Not des Daseins aufprägen. Dem Großgrundbesitzer gegenüber ist er machtlos, er steckt bis über die Ohren in Verpflichtungen, ein Zustand, der sich von dem der Leibeigenschaft nur durch den Namen unterscheidet. Die Regierung hilft ihm nicht, im Gegenteil, sie sucht ihm — und hier die Engländer vorweg — noch das Wenige abzupressen, das er besitzt.

Am verhaßtesten sind den Fellahin die Taubenhäuser, die in keinem Dorfe fehlen. Sie beherbergen Tausende von Tauben, die aber keineswegs den Dorfbewohnern gehören, sondern irgend einem Großgrundbesitzer, dem



Fellahhändler mit Dinkakindern.

die Ortsbevölkerung zinspflichtig ist, und der seine Tauben auf Kosten der armen Teufel mästet. Denn die Tauben fressen dem Fellah nicht allein die reife

Frucht des Feldes, sie tun sich, was noch schlimmer ist, an der frischen Saat gütlich, so daß manchmal nur



Frau eines Fellahhändlers mit Kind.

ein geringer Bruchteil der Ernte eingebracht werden kann. Wehe aber dem Unglücklichen, der es wagte, einen dieser Plagegeister zu fangen oder zu schießen, er

wäre kaum seines Lebens mehr sicher. In den Städten ist das Los der Fellahin in mancher Beziehung etwas besser, was sich schon durch die reichere Kleidung kundgibt. Dort treiben sie mancherlei Gewerbe, schlagen sich aber vorwiegend mit allerlei Handelsgeschäften durch das Dasein, was freilich nicht zur Verbesserung ihres Charakters beiträgt. Das weiß jeder, der den Handelsbetrieb der Levante kennt.

Die Lage der ackerbautreibenden Fellahin wird sich auch keineswegs bessern, solange die elende Großgrundbesitzwirtschaft im Lande herrscht. Daß die englischen Gewalthaber eine Hand zur Besserung rühren, ist undenkbar, denn John Bull hat es immer nur verstanden, ein Land auszusaugen, aber nicht, es kulturell zu heben. Und doch könnte Ägypten unter Mitwirkung der fleißigen und willigen Fellahin in einen wahren Garten verwandelt werden, wenn man dem armen Volk nur einigermaßen unter die Arme greifen wollte und es den Erfolg seiner Arbeit sehen ließe.

Der Fellah ist politisch nicht gleichgültig genug, als daß ihm das Verständnis für die gegenwärtige Zeit abginge. Auch er hofft im stillen auf die Zertrümmerung der englischen Gewaltherrschaft und auf den Anbruch besserer Zeiten.

Im Krater verstiegen

Ein Erlebnis auf Neuseeland von Ferd. Emmerich

(Nachdruck verboten)

Die merkwürdige Doppelinsel Neuseeland hat schon von jeher die naturforschenden Gesellschaften zur Betätigung gereizt, doch ist es verhältnismäßig wenigen Forschern beschieden gewesen, das Innere der beiden Inseln, von denen die nördliche Tropen- bis Subtropencharakter zeigt, die südliche aber Alpenlandschaften mit riesigen Gletscherbildungen und Witterung und Tierwelt der gemäßigten Zone aufweist, zu durchqueren.

Bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts waren die eingeborenen Maori — durch die von den Engländern angezettelten Kriege erbittert — den Europäern äußerst feindlich gesinnt, und jeder Versuch, ohne hinreichende Bedeckung in das Innere der Inseln einzudringen, wäre sicherer Tod gewesen. Später jedoch änderte sich das Verhältnis wesentlich, und mit der Ansiedlung der Weißen in den Küstenstrichen und der Entdeckung bedeutender Goldfelder in den Gebirgen der Südinsel wurde auch die Forschung im Innern erleichtert, wenn auch noch nicht gesichert, denn jetzt waren es die aus den Goldfeldern verjagten unsauberen Gesellen, die sich an den einsamen Reisenden vergriffen.

Einen solchergestalt ausgeplünderten Landsmann fand ich damals auf der Nordinsel, auf meinem Marsche nach dem in der Mitte der Insel gelegenen malerischen Tauposee.

An den Ufern des Wangamiflusses hatte sich Julius Böhming, ein ehemaliger Lehrer aus dem Westfälischen, den die Sucht nach Abenteuern in die weite Welt getrieben hatte, zwei Engländern angeschlossen, die in den

Tälern des Hochlandes Goldadern aufgefunden haben wollten. Böhming war in Begleitung von zwei Eingeborenen unterwegs nach den heißen Quellen und den Geisern des Rotomahanasees; er befand sich schon wochenlang auf der Reise und war froh, endlich wieder Gelegenheit zu finden, seiner etwas redseligen Naturanlage nachgeben zu können, denn die Verschlossenheit seiner Begleiter und die ohnehin sehr schwierige Verständigung hatte unseren Landsmann zu schmerzlicher Schweigsamkeit verurteilt. Die Engländer hatten ihn eingeladen, mit ihnen weiterzuziehen; allerdings sollten die Eingeborenen dann abgelohnt werden, damit sie den Ort der goldhaltigen Schlucht nicht erführen.

Trotz der Warnung des älteren Maoris ließ sich Böhming auf das Anerbieten ein, aber schon nach zwei Tagen zeigte sich der wahre Charakter der „Goldgräber". Während Böhming schlief, bemächtigten sie sich seiner Waffen und zwangen ihn dann durch Drohungen zur Herausgabe seines Geldes und der Wertsachen. Darauf verschwanden sie mit den Tragtieren und dem gesamten Gepäck.

Böhming irrte, als ich ihn auffand, schon vier Tage in der unwirtlichen Gegend umher und war der Verzweiflung nahe. Durch die eben gemachte Erfahrung gewitzigt, wollte er anfangs auch von mir nichts wissen und bestand darauf, seinen Weg zur Küste allein fortzusetzen; ich sollte ihm nur etwas Mundvorrat und eine Waffe geben. Nur sehr schwer ließ er sich überzeugen, daß er in sicheres Verderben renne, wenn er auf seinem Plan bestünde, zumal ich ihm keine Waffen geben konnte. Schon wollte ich den dickköpfigen Menschen seinem Schicksal überlassen und weiterziehen, als ihm doch die Erkenntnis kam, daß ich wohl recht haben könnte.

Mitbestimmend war auch die Angabe eines meiner eingeborenen Begleiter, der gut Englisch sprach, daß wir in wenigen Tagen auf eine Siedelung von Flachsbauern stoßen würden, von wo er öfter Gelegenheit habe, sicher an die Küste zu gelangen.

Von der Gesellschaft des Landsmannes war ich jedoch keineswegs erbaut; unaufhörlich sprudelte der Redeschwall von seinen Lippen, und sein rechthaberisches Wesen hatte mich schon oft im stillen bereuen lassen, ihn mitgenommen zu haben; aber das Bewußtsein, einen unpraktischen Menschen und noch dazu einen Deutschen vor sicherem Verderben bewahrt zu haben, beschwichtigte immer wieder meinen Unmut.

Der Gedanke an die Goldader hatte Böhming ganz toll gemacht, und trotz der Versicherungen der Maori, die das Land genau kannten, daß Gold hier nirgends vorkomme, war er stets auf der Suche nach „Adern", wobei er die halsbrechendsten Klettereien unternahm. Von der Wiederaufnahme seines Reisezweckes — er sollte für einen Photographen in Wellington Aufnahmen im Gebiete der heißen Seen machen — wollte er nichts hören, und als wir bald darauf in das Dorf der Flachsbauern kamen, wollte er auch nicht an die Küste zurück.

Unter den Pflanzern — es sind Eingeborene, die hier die Flachslilie (Phormium tenax) anbauen und verarbeiten — fand sich nun unglücklicherweise ein Mann, der unserem unerwünschten Begleiter „Wasser auf seine Mühle" schöpfte. Dieser Mann wollte nicht weit entfernt in einem zerklüfteten alten Krater Gold gesehen haben und gab eine phantastische Erzählung von Weißen, die dort große Stücke Gold herausgeholt hätten und damit zur Küste gereist seien. Die Weißen

seien aber wohl unterwegs umgekommen, denn man habe sie nie wiedergesehen.

Böhming war jetzt Feuer und Flamme. Vergebens wies ich darauf hin, daß die ganze geologische Bodenbeschaffenheit gegen das Vorkommen von Gold spräche, daß doch sicher die Kunde schon ganze Ströme von Menschen hergezogen hätte, wenn es anders wäre. Nichts half! Er drang so lange in mich, mitzugehen, daß ich mich endlich entschloß — zwar nicht mitzugehen — aber doch einen Rasttag zu machen, um Böhming Gelegenheit zu geben, sich an Ort und Stelle zu überzeugen, daß ich recht habe.

Mit dem Morgengrauen zogen Böhming, sein Führer und mein eingeborener Diener, den ich zur Verständigung und Überwachung mitgab, in den mit dichtem Nebel bedeckten Wald. Sie hatten ein Tragtier, Seile, Pickel und so weiter mitgenommen und Mundvorrat für zwei Tage bei sich, doch vereinbarten wir, daß sie unter allen Umständen am selben Abend zurückkämen, wie auch immer das Ergebnis sein möge.

Ich selber benützte die Ruhezeit, um meine Sammlungen zu ordnen und das Tagebuch auf dem laufenden zu halten. Dann sah ich mir die wunderbaren Erzeugnisse an, welche die Maori aus den kräftigen Fasern der über meterlangen Blätter der neuseeländischen Flachslilie herzustellen wissen: künstlerisch verzierte Kleidungsstücke für den eigenen Gebrauch, kunstvolle Matten, Netze und Stricke bis zur Stärke von Schiffstauen.

Unter den älteren Leuten sah ich geradezu schön tätowierte Gestalten; diese Tätowierung erhöht noch den Reiz der an sich schon hübschen, kräftigen Menschen mit den glänzenden, durchdringenden Augen, den regelmäßigen Gesichtszügen und den langen schwarzen

Bärten. Der jüngere Nachwuchs war weniger ausgiebig tätowiert. Die Frauen, die auch hier die Feldarbeiten verrichten müssen, kamen erst gegen Mittag, beritten im Herrensitz, lustig singend und lachend, zurück. Von dem Europäer nahmen sie nicht die geringste Notiz.

Ich lag in der Hängematte und wollte mich erholen, als mein Diener auf schweißbedecktem Tier angejagt kam und mir stotternd, atemlos berichtete, daß der weiße Herr oben im Gebirge verunglückt sei. Gleichzeitig verlangte er Stricke und schleunigste Hilfe. Ich war sofort auf den Beinen und mühte mich vergebens, von dem Burschen eine klare Schilderung des Vorgefallenen zu bekommen; aber er war völlig erschöpft zusammengefallen und antwortete nur stoßweise in seiner Sprache, bis ich folgenden Bericht aus dem armen Kerl herauspressen konnte: Sie waren nach langem Aufstieg zu einem erloschenen Krater gekommen, in dessen steilen Wänden der Maoriführer das Gold gesehen haben wollte. Lange hätten sie die ganzen Hänge abgesucht, bis endlich der weiße Herr in ziemlicher Tiefe, aber an einer unzugänglichen Stelle das gesuchte Metall entdeckt habe. Er habe dann mit dem Fernglas nach der Stelle gesehen, und darauf seien sie, dem oberen Rande des Kraters folgend, bis zu einem Punkt gewandert, unter dem, nach Angabe des Weißen, das Gold sein sollte. An einen Abstieg an der fürchterlich steilen Wand sei nicht zu denken gewesen. Der Weiße, auf sein Verlangen an das Seil gebunden und tief hinuntergelassen, habe sich wohl nicht ruhig genug verhalten, kurz, das durchgescheuerte Seil sei plötzlich gerissen. Von der anderen Seite des Kraters hätten sie den laut Rufenden an der Wand auf einem vorstehenden Felsstück gesehen. Der Weiße sei sicher verloren, denn er stände fast frei in der Luft.

Das war eine schöne Geschichte! Die Maori schüttelten den Kopf, als ihnen der Junge die Erzählung wiederholte, und ließen sich erst auf mein dringendstes Bitten herbei, mit zur Hilfeleistung hinauf ins Gebirge zu ziehen. Mit Stricken und Tragmatten versehen, brachen wir unter Führung meines Buben eine Stunde später auf, und da es schon ziemlich spät und der Weg weit war, durften wir die Tiere nicht schonen. Ohne Weg hasteten wir quer durch das dichte Unterholz vorwärts, oft aufgehalten durch die sich um Mensch und Tier schlingenden Lianen, und manch blutigen Striemen setzte es ab, wenn ein zurückschnellender Zweig dem Hintermann ins Gesicht schlug. Von Zeit zu Zeit gab ich einen Schuß ab, um den Wartenden unsere Annäherung zu melden, und endlich, nach vierstündigem Ritt, standen wir vor dem Krater. Kein Laut war weit und breit zu hören. Wir riefen aus Leibeskräften; schauerlich gab der Abgrund den Widerhall zurück. Nichts weiter! Eiskalt lief es mir über den Rücken, als ich jetzt an den schrecklichen Tod dachte, den der Ärmste erlitten haben mußte, als er bei vollen Sinnen seine Kräfte erlahmen fühlte und in den Abgrund stürzte. Aber noch wollte ich nicht alle Hoffnung aufgeben; wir wanderten weiter am Rande des Kraters. Ich wollte die Stelle finden, wo das gerissene Seil am Baum hing. Vielleicht war Böhming nur verwundet und konnte noch gerettet werden. Dann mußte ja auch der Führer irgendwo sein. Aber je weiter wir kamen, desto geringer wurde der Baumbestand, der gesuchte Stamm war nicht zu finden. Nun ging mir ein Licht auf! Mein Diener hatte sich verirrt; wir waren gar nicht an der Unglücksstelle. Dabei brach jetzt die Nacht an. Was nun? Nochmals feuerte ich kurz hintereinander einige Schüsse ab, deren

Widerhall sich donnernd in den umliegenden Felswänden brach. Das mußte doch gehört werden, und richtig, aus der Ferne tönten schwache Rufe. Mit gellenden Lauten schrieen meine Begleiter die Antwort in den Wald. Wir machten uns in Hast und Eile auf, stets geleitet von den immer deutlicher werdenden Rufen, bis wir auf den uns entgegeneilenden Maori stießen, der meldete, der Verunglückte lebe noch, könne sich aber wohl kaum noch lange halten. Ich kroch an den Rand vor und versuchte, mich mit Böhming zu verständigen. Jammernd flehte er um schnelle Hilfe, seine Kräfte drohten ihn zu verlassen, denn er mußte unbeweglich auf dem kleinen Felsenvorsprung stehen, ohne anderen Halt als eine gebrechliche Liane, unter sich den wohl hundert Meter tiefen Abgrund. Sofort ließ ich ihm ein starkes Seil hinunter; er konnte es wohl erfassen, aber nimmermehr sich anbinden, weil er nicht beide Hände freimachen konnte.

Zum Unglück brach jetzt die Nacht völlig herein, und tiefe Finsternis machte für heute jeden Rettungsversuch unmöglich. Ich mußte die Arbeiten einstellen, um den Verunglückten nicht durch die schweren Seile zu gefährden.

Laut jammernd und betend klebte der Bedauernswerte an seinem Platz, jeden Augenblick des schrecklichen Todes gewärtig. Mir blieb nichts weiter übrig, als ihm immer wieder Trost zuzusprechen. Um ihn zur Anspannung seiner letzten Kräfte zu ermuntern, rief ich ihm ab und zu die Fortschritte zu, die die fieberhaft am Rettungskorb arbeitenden Maori machten. Sie flochten um ein Querholz einen handbreiten Sitz und zwei zur Aufnahme der Schenkel dienende Schleifen; auf diesem Gestell sollte der Verunglückte mit Tagesanbruch heraufgeholt werden.

Fürchterliche, markerschütternde Schreie gellten von Zeit zu Zeit zu uns herauf, wenn Böhming die Müdigkeit überwältigen wollte oder seine Kräfte zu schwinden drohten. Endlich graute der Tag, und die dunkeln Umrisse des Verstiegenen wurden sichtbar. Nochmals prüften die Maori gründlich die Flachsseile und deren Befestigung, und dann unternahm es ein alter Mann, sich zu Böhming hinunterzulassen, um ihn auf dem mitgenommenen Querholz zu befestigen. Aber noch im letzten Augenblick wäre Böhming beinahe abgestürzt, wenn nicht die Geistesgegenwart des Eingeborenen ihn gerettet hätte. Kaum sah Böhming den Retter neben sich, als er in erklärlicher Aufregung nach diesem greifen wollte und eine Hand losließ. Vom Schwindel erfaßt, machte er eine halbe Drehung und wäre unfehlbar abgestürzt, hätte ihn der alte Maori nicht blitzschnell gepackt und gegen die Wand gepreßt. Nun bemühte sich der Alte, dem halb Bewußtlosen die Schleifen über die Füße zu streifen, wobei er durch kurze Laute den Obenstehenden die Anweisung gab, je nach Bedarf das Seil zu heben oder zu senken. Atemlos sahen wir zu. Nach fast einstündigem Bemühen war es endlich gelungen, Böhming die Schleifen über die Oberschenkel zu streifen und ihn rittlings auf das Querholz zu setzen, doch als der Alte ihn jetzt vorsichtig losließ, gab er kein Lebenszeichen mehr von sich. Es mußten erst dünnere Stricke hinabgelassen werden, und wieder dauerte es eine qualvolle Viertelstunde, bis der Alte den Leblosen auch mit dem Oberkörper an dem Seil versichert hatte. Dann endlich kam das Zeichen zum Aufziehen.

Leblos, mit qualvoll verzerrten Gesichtszügen, in der einen Hand noch das Ende der Liane, lag Böhming wenig später auf dem Rasen neben dem Rande des

Kraters. Die Fingernägel hatten sich tief in das Fleisch eingegraben, während an der anderen Hand an Stelle der Nägel blutige Stümpfe waren. Die sofort angestellten Wiederbelebungsversuche hatten nach vieler Mühe Erfolg. Böhming schlug die Augen auf, erkannte aber niemand, dann fiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem er plötzlich mit lautem Schrei aufschreckte und in heftige Weinkrämpfe verfiel. Unterdessen waren die Maori mit dem Verbinden der Wunden des Kranken auf ihre Art tätig gewesen und ließen mich deutlich merken, daß sie sich auf diesem Gebiete dem Europäer weit überlegen dünkten.

Es verging geraume Zeit, bis wir den Kranken zum Dorf hinuntertragen konnten. Hier fand er Aufnahme in einer Hütte der Eingeborenen, die auch die Pflege übernehmen wollten.

Als ich am anderen Morgen reisefertig war, suchte ich Böhming auf und fand ihn zwar schwach, doch außer Lebensgefahr. Er schien um zehn Jahre gealtert. Von seinem Goldfieber war er gründlich geheilt. Antimon war es, was er von weitem für Gold angesehen hatte.

Nun suchte ich die Maori auf, um ihnen meinen Dank in klingender Münze abzustatten, doch stieß ich überall auf freundliche, aber entschiedene Ablehnung. Sie waren nicht zu bewegen, irgend etwas anzunehmen, weil sie Böhming jetzt als ihren Gast betrachteten.

Der Labetrunk auf der Straße

Von Reinhold Ortmann

Mit 9 Bildern (Nachdruck verboten)

Eine der wichtigsten, wenn nicht die allerwichtigste, Aufgaben der Volkshygiene ist die Versorgung der Städte mit gutem und reinem Wasser. Die Alten hatten die große Bedeutung dieser Aufgabe schon in sehr weit zurückliegenden Zeiten erkannt, und die oft in großartigstem Maßstabe ausgeführten Wasserleitungsanlagen, deren Reste bis in unsere Tage erhalten geblieben sind, geben Zeugnis von der Umsicht und dem Verständnis der alten Kulturvölker, namentlich der Römer, für diese Hauptforderung der öffentlichen Gesundheitspflege. Das Mittelalter bedeutet, wie auf so vielen anderen Gebieten, auch hierin einen gewaltigen Rückschritt. Man ließ die Wasserleitungen und sonstigen Anlagen zur Zuleitung brauchbaren Wassers in die Ortschaften einfach verfallen und begnügte sich mit den innerhalb der Stadtmauern angelegten Brunnen, deren Beschaffenheit für die blitzschnelle Verbreitung so mancher verheerenden Seuche einzig und allein verantwortlich zu machen war. Unsere heutigen Wasserleitungen, so selbstverständlich und unentbehrlich sie dem modernen Großstädter erscheinen mögen, entstammen fast durchweg erst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Und nicht überall ist bei ihrer Erbauung die Aufgabe der Versorgung mit ausreichendem und einwandfreiem Wasser in wirklich befriedigender Weise gelöst worden. Es gibt heute noch sowohl innerhalb wie außerhalb Europas eine erhebliche Zahl von Großstädten, die in dieser Hinsicht recht schlecht gestellt sind, und für deren Bewohner darum ein Trunk tadellosen Wassers gewissermaßen zu den Luxusartikeln zählt. In Berlin, Wien oder München

wird man es freilich schwer begreifen können, daß an Orten, die sich sonst auf ihren Großstadtcharakter oder auf ihre alte Kultur nicht wenig einbilden, gutes Trinkwasser eine lohnende Handelsware sein kann, und man wird die kleine Abgabe, gegen die man bei uns das erquickende Naß mit der größten Bequemlichkeit in fast unbegrenzten Mengen zur Verfügung hat, bei solcher Vorstellung als eine sehr geringfügige Gegenleistung erachten.

In Athen zum Beispiel, dem einst so hochgefeierten Mittelpunkt althellenischer Kultur und der heutigen Hauptstadt des Königreichs Griechenland, macht sich das Geschäft des Wasserverkaufens in den Straßen, namentlich in den heißesten Monaten, noch recht gut bezahlt. Zwar liegt die einstige Beherrscherin Attikas an dem Zusammenfluß zweier Wasserläufe, des Kephisos und Ilissos, aber diese im Sommer fast vollständig vertrocknenden, unbedeutenden Flüsse sind für die Wasserversorgung der Stadt niemals in Betracht gekommen. Erst in jüngster Zeit hat man das genial erdachte umfangreiche Netz antiker unterirdischer Leitungen, die dem quellenlosen Athen sein Trinkwasser zuführten, in den Resten der alten Stadt nachgewiesen. Und noch jetzt fällt der alten Hadrianischen Wasserleitung die Aufgabe zu, das Quellwasser des Hymettos und des Pentelikon für die Hauptstadt nutzbar zu machen. Aber die Versorgung durch diese Leitung und durch die öffentlichen Brunnen ist recht mangelhaft, und die nach antikem Vorbild geformten Amphoren der die Straßen durchziehenden Wasserverkäufer pflegen sich deshalb immer schnell genug zu leeren.

Nicht viel besser sind die Verhältnisse in der Haupt- und Residenzstadt des türkischen Reiches. Das unvergleichlich schön gelegene und von der Natur verschwende-

risch bedachte Stambul könnte bekanntlich auch eine der gesundesten Städte der Welt sein, wenn die Reinlichkeit seiner Bewohner nicht so gut wie alles zu wün-



Wasserverkäufer in Athen.

schen übrig ließe. Das Innere der Stadt steht in der Tat in einem wahrhaft erschreckenden Gegensatz zu der herrlichen Lage. In seinen zahllosen engen, krummen, schlecht oder gar nicht gepflasterten und unbeschreiblich

schmutzigen Gassen finden sich neben unzähligen elenden Hütten große Strecken voller Trümmer, wüste Brand-



Wasserverkäufer in Konstantinopel.

stätten und andere öde Flächen, die zur Anhäufung von allem erdenklichen Unrat dienen. Auch Konstantinopel,

das alte Byzanz, war in weit zurückliegenden Zeiten mit seiner Wasserversorgung besser daran als heute. Noch sind die Zisternen und Wasserleitungen vorhanden, die einst die Quellen eines 15 Kilometer nördlich ge-



Wasserverkäufer in den Straßen von Kairo.

legenen Waldes in die Stadt führten. Am bekanntesten sind die von Justinian erbaute Zisterne Basilika, die der Tausendundeinen Säule, die Zisterne des Theodosius und der Aquädukt Justinians, der beim Tor Egri-Kapu in die Stadt kommt. Andere wurden von den späteren griechischen Kaisern und von den Türken angelegt. Die

sogenannte Wasserleitung des Valens, deren Erbauung bis zu den Zeiten Hadrians zurückreicht, wird noch heute



Verkauf von frischem Wasser in Alexandrien.

benützt. Aber sie befindet sich in gänzlich verwahrlostem, verfallenem Zustande und vermag ihrer Bestimmung

darum nur noch in sehr bescheidenem Maße gerecht zu werden. Auch hier sind darum die Wasserträger und Wasserverkäufer eine ständige Erscheinung des Straßenlebens.

Etwas weniger unappetitlich freilich zeigen sie sich



Limonadenverkäufer im Pariser Tuileriengarten.

immer noch als die Kollegen in Kairo, die das kostbare Naß in Ziegenhäuten und den Fellen anderen Getiers zu tragen pflegen. In der auf die Anregung Ismail Paschas gegen den Nil hin nach Pariser Muster angelegten Neustadt Ismailia begegnet man ihnen ja nur selten. Dort aber, wo sich Kairo seinen ursprünglichen arabischen Charakter noch voll bewahrt hat, gehören sie zu den meistumworbenen Straßenhändlern.

Einen wichtigen Zweig des Straßenhandels bildet der Verkauf von Trinkwasser auch in Alexandrien, das in noch viel höherem Maße als Athen und Konstantinopel als ein trauriges Beispiel gefallener Größe gelten kann. Von den einstigen Herrlichkeiten des alten, unermeßlich



Im Hafen von Venedig.

reichen, schöngeistigen und sittenlosen Alexandria ist so gut wie nichts mehr vorhanden. Aus dem wundervollen, 1290 Meter langen Kunstdamm, dem Heptastadion, der zu der Insel Pharos führte, ist durch Geröllanschwemmung im Lauf der Jahrhunderte eine 600 Meter breite Landzunge geworden, und den 160 Meter hohen Leuchtturm, dessen Licht die Seeleute bis auf eine Entfernung von 60 Kilometern erblickten, kennen wir nur



Limonadenverkäufer in Moskau.

noch aus den Beschreibungen der alten Schriftsteller. Im Frankenviertel herrscht heute ein ganz europäisches Treiben, und in der mohammedanischen Stadt mit ihren ungepflasterten Straßen machen sich grenzenloses Elend und unbeschreiblicher Schmutz bemerkbar. Sein Wasser, das bei dem fürchterlichen Staub von ganz besonderer Bedeutung ist, bezieht das heutige Alexandrien aus dem Mahmudiehkanal, der von Mehemed Ali aus dem Nilarm von Rosette abgeleitet wurde, und der zugleich und hauptsächlich als Schiffahrtskanal dient. Er war zwar ursprünglich bei einer Breite von 20 Metern etwa 6 Meter tief, verschlammt aber immer mehr, so daß man sich von der Beschaffenheit des ihm entnommenen Wassers leicht eine Vorstellung machen kann. Daneben gibt es dann noch eine größere Anzahl von Zisternen.

Ist der Straßengänger in den von uns bisher genannten Städten genötigt, schon den Trunk einfachen Wassers, mit dem er seinen brennenden Durst stillen will, bar zu bezahlen, so hat sich in jenen Großstädten, die unter einer eigentlichen Wassernot nicht zu leiden haben, eine andere Gattung von Labung spendenden Straßenhändlern herausgebildet. Das sind die Limonadenverkäufer, deren Ware gar mancher Schmachtende an heißen Sommertagen wohl zu schätzen weiß. Besonders gefällig treten um ihrer anerkennenswerten Sauberkeit willen diese Händler in der französischen Hauptstadt in die Erscheinung. Der Limonadenbehälter, den sie, sofern sie sich nicht eines fahrbaren Gestells bedienen, auf dem Rücken tragen, ist aus Messing oder Nickel und stets so blitzblank geputzt, daß sein leuchtender Glanz schon von weitem die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Aus ihm füllen sie den Trank zunächst in eine irdene Kanne und lassen ihn erst dann in die Trinkbecher laufen, die sie

in einem um den Leib geschnallten Gestell mit sich führen. Die schneeige Weiße ihrer Hemdärmel und ihrer



Limonadenverkäufer in den Straßen von Tunis.

Schürze ist weiter dazu angetan, alle Bedenken des Kunden im Punkte der Reinlichkeit vollständig zu verscheuchen.

Wandernden Limonadenverkäufern ist wohl auch jeder Fremde schon im Hafen von Venedig begegnet. Ihre Ausrüstung ist, wie die Abbildung zeigt, ebenso einfach wie zweckmäßig, und nur den zum Reinigen



Bierverkäufer in den Straßen von Brüssel.

der Trinkgefäße mitgeführten Spüleimer wird man vielleicht nicht ohne ein gewisses Mißtrauen betrachten.

Höchstens noch für das Sauberkeitsbedürfnis des Mannes aus dem russischen Volke ausreichend erscheint dagegen die Aufmachung des Moskauer Limonadenverkäufers. Das in einem alten Bierfäßchen mitgeführte Wasser ist zwar an sich einwandfrei, denn Moskau be-

zieht sein Trinkwasser durch eine 15 Kilometer lange Leitung aus den wasserreichen Quellen beim Dorfe Mytischtschi, und der Sucharewsche Turm mit dem großen Wasserbehälter bildet eine von den Sehenswürdigkeiten der alten russischen Hauptstadt. Aber die flüssige Labe ist zumeist schon recht warm und schal, ehe sie an den Kunden des Limonadenverkäufers zum Ausschank gelangt, und die Art, wie der zugesetzte Fruchtsaft aus den mitgeführten Himbeeren an Ort und Stelle ausgepreßt wird, hat auch nichts besonders Appetitreizendes, wie schön und würzig auch die im Moskauer Gouvernement in großen Mengen angebauten Beerenfrüchte sein mögen.

Von dem Limonadenverkäufer in Tunis spricht man am besten gar nicht. Als eine meines Wissens in keiner anderen Großstadt vorkommende Besonderheit aber mag schließlich der wandernde Bierverkäufer erwähnt werden, auf den man in den Straßen Brüssels stoßen kann. Dem belgischen Gaumen mag ja das fade, warme Getränk, das er „verzapft", schmackhaft und erquickend erscheinen; jeder bierehrliche Feldgraue aber, der jetzt dort weilt, wird sich angesichts dieser schauerlichen Brühe jedenfalls vor Entsetzen schütteln.

Der Offizierspion

Erzählung von Horst Bodemer

(Nachdruck verboten)

Ein Aufatmen ging durch die französischen Schützengräben bei Arras. Graurot dämmerte der Junimorgen herauf. Dreimal hatten die Deutschen in dieser Nacht zum Sturm angesetzt, ohne wesentliche Vorteile errungen zu haben.

Der französische Kapitän Ruff, von Geburt ein Elsässer, verschränkte die Unterarme über der keuchenden Brust und sagte anerkennend: „Meine tapferen Jungen, meine tapferen Jungen aus der Normandie!"

Es waren wirklich Burschen, an denen man seine Freude haben konnte. Viele blondhaarig, blauäugig, wie der Kapitän Ruff. Normannenblut kreiste in ihren Adern; germanischer Abstammung waren diese Franzosen. Aber nun meldeten sich doch die Nerven. Die Leute krochen in die Unterstände. Nur die Posten sahen mit fiebernden Augen durch die Beobachtungsluken hinüber nach den deutschen Schützengräben. Sie wußten, was nun folgen würde: ein mörderisches Feuer der deutschen Artillerie!

Aus einem Verbindungsgraben kam ein dunkelbärtiger kleiner Südfranzose, ein Unteroffizier, in den Schützengraben gehuscht und blieb vor dem Kapitän Ruff stehen. „Mein Kapitän! Auf Befehl des Generals Berthelot habe ich Ihnen diesen Brief zu überreichen."

Der blonde Schnurrbart des Kapitäns Ruff zuckte, Falten zogen sich auf seiner Stirn zusammen. Hastig riß er den Umschlag auf, las:

„Am Rathaus von Arras erwartet Sie ein Automobil. Wollen Sie dasselbe sofort besteigen und sich in Paris bei mir melden.

General Berthelot."

Noch finsterer wurde das Gesicht des Kapitäns Ruff. Er wußte, was der kurze Befehl zu bedeuten hatte. Fort sollte er von seinen normannischen Jungen, mit denen er sich seit Wochen in dieser Hölle herumgeschlagen hatte. Er sollte wieder einmal einen Auftrag als Spion ausführen. Im Frieden mochte es sein, im Kriege war eine solche Aufgabe für einen Offizier nicht das, was man sich wünschte. Aber gehorcht mußte werden. Er übergab das Kommando dem nächstältesten Offizier und meldete sich in einem weiter hinten liegenden Graben bei seinem General ab.

Der kleine, sehr bewegliche Herr drückte ihm die Hand, nachdem er das Schreiben des Generals Berthelot gelesen hatte.

„Ah, ein ehrenvoller Auftrag wartet auf Sie. Grüßen Sie mir Paris!" Ein Seufzer folgte. „Ja, Paris!"

Der Kapitän Ruff legte stumm die Hand an sein Käppi und entfernte sich durch die Verbindungsgräben weiter nach rückwärts. Der Artilleriezweikampf hatte mit geradezu wahnsinniger Heftigkeit eingesetzt. Des Kapitäns Mundwinkel und Nasenflügel zuckten. Während die Wage der Entscheidung wild auf und ab schlug, holte man ihn von seinem verantwortungsvollen Posten. Nun, dann mußte es wohl nötig sein, ein Soldat hat nicht zu fragen, aber bitter weh tat es doch ...

Als er, von einer Staubschicht über und über bedeckt, auf dem Marktplatz von Arras ankam, stand das Automobil schon am Rathaus. Der Fahrer kletterte auf seinen Sitz, und so schnell es die überfüllten Straßen gestatteten, ging es auf Paris zu.

Am nächsten Morgen hielt das Automobil vor dem Kriegsministerium. Wenige Minuten später trat der

Kapitän beim General Berthelot, dem Leiter der militärischen Spionage, ein.

Mit freundlichem Händedruck hieß ihn der General willkommen. Aus einem bartlosen zerknitterten Gesicht sahen ein Paar scharfe braune Augen; das breite Kinn ließ auf große Willensstärke schließen.

„Bitte, setzen Sie sich mir gegenüber! Frankreich braucht jetzt Ihre Dienste an anderer Stelle, an noch gefährlicherer, mein Kapitän! Sie waren ja lange in Deutschland, haben uns dort unschätzbare Dienste geleistet. Wunderbar sind diese Deutschen organisiert. Einige unserer tüchtigsten Kräfte sind, scheint es, wie vom Erdboden verschluckt. Ganz in der Stille wird man sie festgenommen haben. Tatsache ist es jedenfalls, wir erfahren jetzt nur ganz wenig. Es ist dringend nötig, daß wir uns ein Bild machen können, was da alles an neuen Formationen aufgestellt wird. Die Hilfskräfte Deutschlands sind noch lange nicht erschöpft. Ebenso hat es noch genug Offiziere und Unteroffiziere zur Verfügung, und an Gewehren, Geschützen, wie an der ganzen Ausrüstung ist kein Mangel vorhanden. Wir haben ziemlich alle unsere Reserven aufgebracht. Von England wird auch nicht so viel zu erwarten sein, wie man uns glauben machen wollte. Rußland hat mit Deutschland und Österreich-Ungarn große Schwierigkeiten. Es muß uns nun daran liegen zu erfahren, wieviel frische Truppen, in welcher Stärke und Gliederung, Deutschland gegen uns noch heranführen kann. Einen ungefähren Überblick haben wir natürlich! Aber wir haben bisher leider die Erfahrung machen müssen, daß es im entscheidenden Augenblick weit mehr Truppen gewesen sind, als wir angenommen haben. Deshalb haben wir auf Sie zurückgegriffen. Sie können neben

Ihrem ‚Elsässer Dütsch‘ auch reines Hochdeutsch sprechen. Es gilt dem Vaterlande, mein Kapitän! Besonders Ihrem engeren Vaterlande, dem Elsaß! Nun stehen wir, westlich von Belfort, in Ihrer Heimat. Geiseln haben wir aus den besetzten Ortschaften nach Frankreich bringen lassen. Unter denen ist ein Weinhändler Kieffer aus Metzeral im Münstertale. Von ihm besitzen wir einen deutschen Paß, der recht gut auf Sie ausgestellt sein könnte. Außerdem haben wir ihm noch Anerkennungsschreiben abgenommen, die bestätigen, daß er für das große Offizierskasino in Straßburg Weinlieferungen zur völligen Zufriedenheit ausgeführt hat. Der Mann hielt es mit den Deutschen. Er ist im Gefangenenlager von Clermont-Ferrand. Dorthin werden Sie heute mit dem Nachtschnellzug reisen. Der Kommandant des Gefangenenlagers ist bereits unterrichtet. Sie werden sich die Gefangenen ansehen, sich mit diesem Herrn Kieffer in ein längeres Gespräch einlassen, da Sie angeblich Metzeral kennen. Was Sie wissen wollen, werden Sie bei Ihrer bewährten Geschicklichkeit schon erfahren. Über die Schweiz werden Sie Gelegenheit haben, deutsches Gebiet zu betreten. Wollen Sie sich also, bitte, heute abend um sieben Uhr wieder bei mir einfinden. Die nötigen Papiere und Anweisungen sowie deutsches Geld werden dann zu Ihrer Verfügung stehen. Hier sind zunächst zweitausend Franken, die Sie instand setzen sollen, sich bis heute abend aus einem französischen Kapitän in einen elsässischen Weinhändler zu verwandeln."

Kapitän Ruff empfahl sich mit ernstem Gesicht. Er wußte, daß mit den Deutschen nicht zu spaßen sei. Wenn er nicht mit allen Hunden gehetzt war, würde er schwerlich viel melden können. Und erwischte man

ihn, stellte man ihn an die Mauer eines Gefängnishofes und schoß ihn ruhmlos über den Haufen. Für Frankreich sollte er handeln, das sicher für alle Zeiten Elsaß-Lothringen den Deutschen überlassen mußte. Er mit seinem klaren Blick hatte erkannt, daß der Verlauf des Krieges kaum mehr wesentlich zu ändern war. Denn die „russische Dampfwalze“, die größte Hoffnung, hatte gründlich versagt, und England schonte seine Flotte und sein Heer, weil es immer nur an sich dachte, weil ihm mit jedem Tag die Not im eigenen Hause heftiger auf die Nägel brannte. Es war eine schlaue Rechnung gewesen, die Frankreich aufgestellt hatte — und doch würde sie nicht bezahlt werden, denn Frankreich hatte sich in den Gegenwerten gründlich verrechnet, und die hießen: deutsche Einigkeit, deutsche Organisation, deutsche Schulung, deutsche Technik und vor allem deutsche Tapferkeit!

Dazu war es dem Kapitän Ruff noch aus einem anderen Grunde sehr unangenehm, jetzt nach Deutschland zu gehen. Denn manchmal hatte der Teufel seine Hand im Spiel. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Es war vier Wochen später, Anfang Juli 1915.

Auf der Großbeerenstraße, im Südwesten Berlins, einer Gegend, die vom guten Mittelstand bevorzugt wird, wohnte Frau v. Gellbern mit ihrer Tante. Frau v. Gellbern war eine sehr elegante Witwe von dreiunddreißig Jahren. Hoch von Wuchs, blond und schlank, fiel sie allgemein auf. Sie stammte aus Ostpreußen, Kinder hatte sie nicht.

Das Dienstmädchen betrat das hübsch eingerichtete Wohnzimmer und brachte auf silbernem Tablett die Post. Zeitungen und einen Brief. Kaum hatte Frau

v. Gellbern die Handschrift auf dem Umschlag erblickt, riß sie ihn hastig auf und las:

„Vertraulich!

Neuerdings sind Spione mit Erfolg tätig gewesen, die Zahl und Stärke unserer Neuformationen festzustellen. Wir haben dies aus ganz einwandfreier Quelle erfahren. Die Tageszeitungen werden darauf aufmerksam machen, daß jedermann in seinen Äußerungen an allen Orten vorsichtig ist, ebenso ist Anweisung an sämtliche Truppenteile und Lazarette ergangen, den Mannschaften von neuem den Befehl ins Gedächtnis zurückzurufen, strengste Verschwiegenheit zu bewahren. Ausfrager sind sofort zur Feststellung ihrer Persönlichkeit der Polizei zuzuführen.

Die politische Polizei setzt hiermit einen Preis von zehntausend Mark für denjenigen ihrer Angestellten aus, der einen Spion ausfindig und dingfest macht. Die Behörde behält sich vor, den Preis gegebenenfalls zu teilen, beziehungsweise auch zu erhöhen, wenn mehrere bei der Abfassung tätig gewesen sind oder ein Spion überführt wird, der unseren Feinden besonders wertvolle Nachrichten gegeben hat."

Frau v. Gellbern lehnte sich in ihren bequemen Sessel zurück und schloß die Augen. Seit zwei Jahren war sie bei der politischen Polizei tätig und hatte, neben manchen kleinen Diensten, ihr auch einen großen erweisen können. Wie das Schicksal die Menschen doch oft Pfade wies, die zu betreten sie früher mit keinem Atemzug gedacht hatten. Wenn sie ihr Leben überblickte, so mußte sie den Kopf schütteln über die eigenartigen Bahnen, in die sie gedrängt worden war. In Königsberg war sie aufgewachsen, bei Onkel und Tante Drenkhan, nachdem sie die Eltern früh verloren hatte. Onkel

Philipp, „Lips“, wie sie ihn nannte, hatte sie reichlich verwöhnt. Kindersegen war seiner Ehe versagt geblieben, ihm, den sein gutes Herz immer zu den Kindern hingezogen hatte. Vermögend war er, Regierungsrat in Gumbinnen gewesen und hatte sich dann in Königsberg zur Ruhe gesetzt. Zu was sich 'rumärgern, wenn man hinreichend Vermögen, aber keine Kinder besaß? Und ein paar Hinterleute waren auch über ihn in höhere Stellungen gesprungen. Kam noch hinzu, daß ihn das Zipperlein zu plagen anfing. Da hatte er sein Abschiedsgesuch geschrieben und war mit dem Charakter als Geheimer Regierungsrat zur Disposition gestellt worden.

In Königsberg fand er eine nette Tafelrunde in einer Weinstube, passender gesellschaftlicher Verkehr bahnte sich auch an, seine Frau gehörte zu den „Vernünftigen“, die die Feste mitfeiern, wie sie fallen. Seine Nichte wuchs heran, gern ließ er sich mit ihr auf dem Bummel sehen. Ja und dann kamen die Freier an. Haufenweise. Das war für ihn anfangs ein Mordsspaß. Aber eines schönen Tages gerieten Onkel und Nichte, zum ersten Male in ihrem Leben, unsanft gegeneinander. Sie wollte unter der Freierschar Gellbern erhören, und Onkelchen wünschte es nicht. Es hieß, Gellbern stäke bis über den Kopf in Schulden, wenn es ihm auch niemand so recht beweisen konnte. Der hübsche, liebenswürdige Kerl, großer Weidmann vor dem Herrn — und keiner kutschierte einen Viererzug aus eigener Zucht so gut wie er — verstand es immer wieder, seine Gläubiger einzuwickeln.

Wenn sie auch nicht reich war, ein Vermögen von hunderttausend Mark und eine anständige Aussteuer standen ihr zur Verfügung. Dazu kam ihre blendende Schönheit! Onkel Lips hatte schließlich brummend nach-

geben müssen, nachdem er wer weiß wie oft gesagt hatte: „Der Gellbern lügt! Für seine Viererzüge erlöst er auch nicht annähernd das, was er angibt. Mädel, du rennst in dein Unglück!“ Sie hatte gelacht und erwidert: „Ein paar Jahre eines Riesenglückes werden mir sicher blühen, von denen würd' ich im Notfall ein Leben lang zehren können.“

Adalbert Gellbern hatte ihr ein paar Jahre eines großen Glückes geschenkt. Bis das Unglück mit einem furchtbaren Schlag ins Haus schmetterte! Ihr Mann war zu einem Nachbar auf Jagd gefahren, auf dem Rückweg war er eingeschlafen. Die unbegreiflicherweise noch geladene Flinte, die er ganz gegen seine Gewohnheit zwischen den Beinen gehabt hatte, war bei einer Bewegung losgegangen. Mit einem Kopfschuß war er aus dem Wagen gestürzt — gleich tot! So sagte man. Glauben tat es bald keiner ...

Die Gläubiger erschienen mit Forderungen, die sehr hoch waren. Das Gut war nicht zu halten. Onkel Lips zeigte sich von der tatkräftigen Seite und meldete Konkurs an. Sie bezog wieder ihr Mädchenzimmer in Königsberg. Die Abwicklung dauerte ziemlich lange, und eines Tages kam der gute Onkel Lips zu ihr, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte: „Mädel“ — das war sie all die Jahre für ihn geblieben — „also der Fall ist erledigt! Die Klitsche sind wir los. Die Hälfte deines Vermögens, fünfzigtausend Mark, hab' ich gerettet. Also, Mädel, nun hast du deinen Willen gehabt, mach einen Strich durch die unerquickliche Rechnung, lern aus ihr und behalt Adalbert Gellbern in möglichst gutem Angedenken! Denk immer an das Erfreuliche dieser Jahre und nicht an das Unerfreuliche!“

Nach und nach fand sie ihr seelisches Gleichgewicht

wieder. Kaum war das Trauerjahr verflossen, stellten sich sogar schon wieder die ersten Freier ein. Der Schmerz hatte ihrer Schönheit einen herben Zug verliehen. Aber keinen erhörte sie. Onkel Lips mußte dafür sorgen, daß sie „abbauten", ehe es peinlich wurde. Er hatte bald Übung darin. Tantchen aber war im stillen froh darüber; sie hatte Gesellschaft, konnte ihre Nichte ein wenig quälen, und ihr „Alterchen" wurde nie knietschig, wenn „sein Mädel" da war.

Es kamen Zeiten, in denen die Sehnsucht nach dem Leben in ihr erwachte. Sie war eine vollerblühte, schöne Frau. Onkel Lips merkte es. Das „Mädel" wurde manchmal rappelköpfig, wie er sagte. Na, denn also Zerstreuung. Zu was hatte man das Seebad Kranz vor der Königsberger Haustür? Und zwei von seiner Weinstubenstammtischrunde, die ihm die liebsten waren, hatten Sommerquartiere in Kranz bezogen. Also mit fünfundsechzig Jahren noch mal den Sommer recht fröhlich angepackt. Und natürlich mit seinem hübschen „Mädel" tüchtig am Strande auf und ab gebummelt!

Die Männer kamen in hellen Scharen und ließen sich vorstellen. Unter diesen war einer, der machte Eindruck auf sie. Er war keine Schönheit, der Herr Bordelen aus der Schweiz. Das heißt, ob er aus der Schweiz stammte, wußte sie nicht einmal genau. Jedenfalls trat er sehr weltgewandt auf und wußte sehr unterhaltend von seinen großen Reisen in Afrika und Asien zu erzählen, in jener unaufdringlichen Art, die die anderen schweigen und zuhören hieß, die sich in Kranz zusammengefunden. Einige versuchten schnell zur Attacke zu blasen, aber der Angriff wurde abgeschlagen; die anderen zogen sich mehr und mehr zurück. Dafür wurde „Herr Bordelen aus Zürich", so stand in der Kurliste,

ihr unzertrennlicher Begleiter. Sie gestand es sich und auch Onkel und Tante ganz freimütig ein, daß ihr der Schweizer gefalle. Drenkhan ging es freilich gegen den Strich, „sein Mädel" so weit wegzugeben. Na, vorläufig hatte sich der Fremdling noch nicht erklärt, und kam es so weit, dann wollte er sich nach dem Monsieur gründlich erkundigen, denn ein Reinfall in Ehesachen genügte wahrhaftig vollauf.

Wenn auch Onkel Lips ab und zu dem Freier auf den Zahn zu fühlen versuchte, er hatte kein Glück. Herr Bordelen lachte und sagte: „Ich stamme aus einer weitverzweigten Kaufmannsfamilie über See. Schweizer bin ich wohl noch durch meine Eltern, aber ich weiß es kaum. Ich lebe meinen Liebhabereien, die mich heute nach Schanghai führen, morgen nach Mexiko. So hat mich der Zufall hierher gebracht. Nächstens will ich einen Ausflug nach Masuren machen. Landschaftlich soll die Gegend wunderschön sein, und sie ist von der Weltkarawanserai noch nicht entdeckt. Gerade das gefällt mir. Wenn es sein muß, kann ich ein sehr genügsamer Mensch sein und werde doch satt und trunken von der Schönheit der Natur, besonders von einer herben." Da hatte Onkel Lips ein bißchen weitergebohrt und gesagt: „Sie scheinen ja in der Lage zu sein. Kaufen Sie sich doch in Masuren an; ich kenn' es ganz genau. Wenn Sie ein Naturschwärmer sind, wird es Ihnen dort gefallen, und gar zu tief brauchen Sie auch nicht in den Geldbeutel zu greifen, um sich dort eine Klitsche zuzulegen." Herr Bordelen hatte sie mit einem langen Blicke angesehen und erwidert: „Das kann wohl sein, daß ich's tue."

In den nächsten beiden Wochen war er fünfmal nach Königsberg gefahren. Onkel Lips zwinkerte mit

den Augen, rieb sich die Oberschenkel und war felsenfest davon überzeugt, daß Herr Bordelen lediglich nach Königsberg fuhr, um sich dort durch eine Agentur ein paar Güter an Hand stellen zu lassen und dann „seinem Mädel" zu sagen: „Gnädige Frau, wenn Sie mich mit Ihrer Hand beglücken wollen, dann suchen Sie sich, bitte, eines dieser Güter aus." Zu ihr hatte Onkel Lips eines Tages bemerkt: „'n sehniger Kerl mit 'nem breiten, festen Kinn ist er. Das ist die Hauptsache. Solche Leute wissen immer, was sie wollen. Wenn er um dich bei mir anhält, werd' ich ihn kaum abweisen."

Martha Gellbern fuhr sich mit der Hand über die Stirn und ließ sie kraftlos wieder in den Schoß fallen. Wenn sie an das dachte, was nun gekommen war, schlug ihr Herz immer noch wild. Es war gräßlich gewesen. Jedesmal, wenn wieder so ein vertrauliches Schriftstück von der politischen Polizei kam, mußte sie an die Tage denken, die sie damals durchgemacht hatte. Eines Abends, als sie noch in dem Vorgarten der kleinen Villa, in der sie Wohnung genommen hatten, saß, das Herz voll von neuem Hoffen, war Herr Bordelen plötzlich eingetreten und hatte in heller Erregung zu ihr gesagt: „Gnädige Frau, ich muß mich verabschieden. Ich weiß nicht, was werden wird!" Nach ihrer Hand hatte er gegriffen, sie ein paarmal hastig an seine Lippen gedrückt und dazu gestammelt: „Oh, wie unglücklich bin ich! Wie unglücklich!" ... Und dann war er in die sternenklare und doch dunkle, schwüle Nacht hinausgestürzt. Sie war ins Haus gewankt, hatte sich die ganze Nacht ruhelos auf ihrem Lager hin und her gewälzt und war erst gegen Morgen in einen bleiernen Schlaf gefallen.

Faustschläge gegen ihre Tür weckten sie aus dem Schlummer. „Riegele sofort auf," hatte Onkel Lips

geschrien. Im Schlafrock war er ins Zimmer gestürmt und hatte ihr zugerufen: „Zieh dich sofort an; ein Kriminalkommissar will dich gleich sprechen. Der Vordelen ist ein Spion! Er ist entkommen, auf einem Motorboot nach Schweden, nach der Insel Gotland. Gerade zur rechten Zeit hat er noch Lunte gerochen!" Wie sie in ihre Kleider gekommen war, sie wußte es nicht. Was ihr der Kommissar aber sagte, stürzte sie aus allen Himmeln.

„Dieser Vordelen," hatte der Kommissar berichtet, „ist der gerissenste Spion, mit dem wir es bisher zu tun hatten. Wir haben nicht einmal eine Ahnung, für welche Macht er arbeitet. Es steht aber zu befürchten, daß er hinter manches Geheimnis gekommen ist. Erzählen Sie mir, bitte, recht ausführlich, was er Ihnen gesagt hat. Verschweigen Sie mir nichts! Aus Andeutungen, die Sie vielleicht für vollkommen wertlos halten, ziehen wir allerlei Schlüsse." Da hatte sie alle Kraft zusammengenommen und stundenlang geredet. Der Kriminalkommissar machte sich Aufzeichnungen, warf selten einmal eine Frage ein, nickte dann und wann und erhob sich schließlich. „Nicht viel, gnädige Frau, immerhin doch etwas! Nach Deutschland kommt der aber so leicht nicht wieder herein, dafür wird gesorgt werden!"

Onkel und Tantchen waren mit ihr sofort nach Königsberg zurückgereist. Die Aufregungen brachten dem Onkel einen Schlaganfall; er starb. Tantchen sehnte sich unter den obwaltenden Umständen auch weg aus Königsberg. Sie siedelten in das Häusermeer Berlin über, um dort unterzutauchen. Als sie kaum vierzehn Tage ihre Wohnung in der Großbeerenstraße bezogen hatten, trafen sie zufällig in der Leipziger Straße mit dem Kriminalkommissar zusammen, der sie in Kranz verhört

hatte. Er begrüßte sie, fragte, wie es ihnen gehe, und sie gaben ihm ehrlich Antwort. Da rückte er mit einem Vorschlag heraus: „Gnädige Frau, Sie sollten sich Beschäftigung suchen! Sie haben einen sehr scharfen Verstand; das habe ich damals bei der Vernehmung in Kranz feststellen können. Wie wär' es, Sie führten dann und wann kleine Aufträge für uns aus? Bewähren Sie sich, teilen wir Ihnen, wenn Sie eingearbeitet sind, wichtigere Aufgaben zu. Auch außerhalb Berlins. Es wird gut gezahlt, hat außerdem seinen Reiz. Natürlich würde dafür gesorgt werden, daß Sie nie in unangenehme Lagen kommen können. Ebenso wird nie etwas verlangt werden, was gegen Menschenwürde verstößt. Wir sind in Deutschland jetzt geradezu überschwemmt von Spionen, es muß von uns mit Hochdruck dagegen gearbeitet werden!"

Tantchen war ganz entsetzt gewesen, sie selber aber hatte angenommen. In der stillen Hoffnung, eines Tages lief ihr dieser Bordelen über den Weg, der sollte seine Quittung dafür haben, daß er mit ihren Gefühlen gespielt hatte. Einige Überwachungen erledigte sie zur Zufriedenheit. Ihr großer Tag kam, sie überführte im Hotel Fürstenhof in Berlin einen russischen Oberstleutnant der Spionage, ohne daß sie sich das geringste hätte zu vergeben brauchen. Im nächsten Sommer wurde sie als „Kurgast" nach Wildungen geschickt. Ein russischer Großfürst war dort mit größerem Gefolge, dem man nicht über den Weg traute. Dann kam der Krieg, sie kehrte zu Tantchen zurück, achtete scharf auf die Leute in den Straßenbahnen, die die verwundeten Feldgrauen ausfragten, und wartete sehnlichst auf einen großen Auftrag. Denn daß unsere Feinde noch Spione im Lande hatten, war sicher und wurde ihr gelegentlich von dem Kriminalkommissar bestätigt. — —

Sie überlas noch einmal das kurze, vertrauliche Schreiben. Sie hatte sofort an Bordelen gedacht. Und doch mußte sie darüber lächeln. Ihr Haß nahm sie vielleicht allzusehr gefangen ... Aber sie wurde gleichwohl den Gedanken nicht los, daß dieser „Bordelen" seine Hände gerade in diesem Spiele hatte. Die Feinde ließen jetzt sicher ihre besten Kräfte auf Deutschland los. Freilich, Deutschland war groß!

Da läutete das Telephon, und sie griff nach dem Hörer. Der Kriminalkommissar war es. Ob er gleich zu ihr kommen dürfe? Natürlich!

Eine halbe Stunde später war er da und fiel gleich mit der Tür ins Haus. „Gnädige Frau, die Arbeit riecht geradezu nach Bordelen!"

„Also dann geben Sie mir Auftrag!" war ihre Antwort.

„Wollen wir auch. Vor vierzehn Tagen sind verschiedene Neuformationen dem französischen Spionagebureau gemeldet worden, und zwar ganz genau. Wo der Spion jetzt steckt, wissen wir natürlich nicht genau. Gewisse Anzeichen weisen aber nach Magdeburg und Umgebung. Fahren Sie dorthin. Sofort! Auch in den Dörfern und Flecken im weiteren Umkreise sehen Sie sich um."

„Gut! Ich fahre heute mittag!"

„Recht so. Und vergessen Sie nicht, daß Bordelen wahrscheinlich nicht mehr so aussehen wird wie damals in Kranz."

Die Röte schoß Frau v. Gellbern ins Gesicht, aber sie antwortete ruhig: „Oh, den find' ich unter Tausenden heraus, und wenn er sich auch noch so verändert hat."

— — — — — — — — — — — — — —

Der Kapitän Ruff war in Uniform nach dem Ge-

fangenenlager von Clermont-Ferrand gefahren und hatte sich beim Kommandanten gemeldet. Viele Elsässer waren da, in der elendesten Lage, in der verzweifeltsten Stimmung. Der Kapitän sprach mit diesem und jenem im „Elsässer Dütsch". Es war haarsträubend, wie seine engeren Landsleute behandelt wurden. Er machte auch dem Lagerkommandanten gegenüber kein Hehl aus seiner Entrüstung.

„Glaubt man denn auf diese Weise die Elsässer fester an Frankreich zu schmieden? Noch dazu Leute, die man als Geiseln weggeschleppt hat, die mit dem Kriege nicht das geringste zu tun haben!"

Der Kommandant, ein Südfranzose, zuckte gleichgültig die Schultern. „Man gibt mir wenig für diese Leute, ich kann es nicht ändern!"

„Und die armen Frauen und Kinder?"

„Sie tun mir auch leid!"

Mit dem Manne weiterzusprechen, hatte keinen Zweck. Nun erst trat der Kapitän wie zufällig an den Weinhändler Kieffer aus Metzeral heran. Der war blond wie er, ungefähr gleich groß und hatte ebenfalls blaue Augen. Das war aber auch die einzige Ähnlichkeit. Für ein Paßsignalement reichte es indessen. Der Weinhändler wollte erst auf seine Fragen gar nicht antworten. Dann aber, als sich der Kommandant entfernt hatte, kamen ihm die Worte hastig vom Munde.

„Es ist ein Skandal! Man will uns hier töten oder verrückt machen!"

Der Kapitän Ruff suchte ihn zu beruhigen. „Ihre Lage hier wird sich noch bessern. Ich weiß es. Bedenken Sie, wir sind von Deutschland überfallen worden und haben uns natürlich auf eine solche Masse von Gefangenen nicht von vornherein einrichten können."

Der Weinhändler lachte ihn aus. „Frankreich ist überfallen worden, Herr Kapitän? Im ganzen Elsaß wird es jetzt keiner mehr glauben. Ich hab's schon lange nicht geglaubt! War ganz zufrieden mit der deutschen Herrschaft. Sie hätten einmal sehen sollen, wie unsere ‚Befreier' bei uns gewirtschaftet haben!"

„Lieber Freund, das ist im Kriege nicht anders."

„Redensarten, Herr Kapitän! Im ganzen Gefangenenlager hier wird es keinen Elsässer geben, der Gott nicht auf den Knien dankt, wenn über ihm wieder die schwarz-weiß-rote Fahne weht."

„Nun, nun, wir werden wieder gutmachen, was versäumt worden ist. Dafür werden schon die Elsässer sorgen, die bei uns Zuflucht gesucht haben."

„Herr Wetterlé, Herr Walz, Herr Blumenthal und Herr Georges Weill, nicht wahr? Gott sei Dank, daß Deutschland, und vor allem unser liebes Elsaß, die los sind!"

Der Kapitän Ruff sah ein, der Mann war nicht einzuwickeln. Er lenkte das Gespräch auf Metzeral und sagte, er kenne es, denn er stamme aus Schlettstadt. Der Weinhändler war froh, mit einem Menschen über seinen Heimatsort sprechen zu können. Geschickt fragte ihn der Kapitän aus, gab ihm die Hand und schloß: „Ich denke, ich werde für Sie einige Bequemlichkeiten erreichen können."

„Sorgen Sie erst für die Frauen und Kinder. Ich bin ein kräftiger Mann und halte es schon noch einige Zeit aus. Dann diktiert der deutsche Kaiser Frankreich den Frieden! Und vielleicht erinnern Sie sich dann daran, daß auch Sie einen deutschen Namen tragen."

Mit einem Achselzucken entfernte sich der Kapitän. Der Weinhändler gefiel ihm, aber es war Krieg, und

Frankreich war ihm zum Vaterlande geworden. Daß nach dem Frieden in Frankreich eine Erneuerung an Haupt und Gliedern stattfinden müsse, davon war er durchdrungen wie unzählige Franzosen.

Dem Lagerkommandanten machte es der Kapitän Ruff zur Pflicht, keinerlei Briefe des Weinhändlers Kieffer befördern zu lassen.

Der Südfranzose zwinkerte listig mit den Augen. „Ah, ich verstehe! Viel Glück auf den Weg, mein Kamerad! Und mit dem Briefebefördern ist man bei uns äußerst gewissenhaft."

Mit der Bahn fuhr der Kapitän Ruff bis Belfort. Von da benützte er nach der Schweiz ein Auto und gelangte drei Tage später glücklich über die deutsche Grenze.

Erleichtert atmete er auf, als der Zug endlich in Frankfurt am Main einfuhr. Nun sollten sie ihn erwischen! Es würde ein schweres Stück Arbeit werden. Er hatte sich gründlich zurechtgestutzt. Seine frühere Tätigkeit in Deutschland hatte sich fast ausschließlich auf den Osten beschränkt. Immerhin war größte Vorsicht vonnöten. Er schloß die Augen. Eine schlanke Frauengestalt glaubte er auf einmal vor sich zu sehen, mit einer blonden Haarkrone. Da erschrak er, er, der im Schützengraben nicht gebebt hatte beim mörderischsten Feuer. Mahnte ihn da das Schicksal? Gewiß aber nur zur Vorsicht. Stunden hatte es gegeben, im tollsten Granatfeuer, da hatte er an sie gedacht. Mit der stillen Hoffnung, wenn Deutschland erst zu Boden geschlagen ist, dann versuche ich mir diese blonde Schönheit zu erobern. Denn daß sie vor einem Jahre noch nicht wieder vermählt war, wußte er. Aber es schien ein schöner Traum bleiben zu sollen. Es stand schlecht um Frankreich und seine Verbündeten.

Er stieg in den Zug ein, der nach Hamburg fuhr.

Kapitän Ruff hatte sich einen Kriegsplan zurechtgelegt. Von seinem Passe wollte er vorläufig keinen Gebrauch machen. Er mußte oft den Aufenthaltsort wechseln, schöpfte man Verdacht, so war aus den Anmeldescheinen allerlei zu schließen, wenn er nicht verschiedene Namen führte. Der Paß sollte ihm nur als Notbehelf dienen. Erst wollte er sich in Hamburg umsehen. Von Hamburg aus suchte er kleine Nachbarstädte auf, hielt sich in jeder nur eine Nacht auf, gab sich als Kaufmann aus, hörte zu, was an den Stammtischen gesprochen wurde, ein Steinchen kam zum anderen und schließlich wurde ein Mosaikbild fertig. Bot sich Gelegenheit, zog er natürlich auch einmal einen Verwundeten ins Gespräch, aber da war er sehr vorsichtig.

So hatte er einen Überblick gewonnen; dann reiste er wieder nach Hamburg zurück, kaufte sich die letzte Nummer einer der großen Tageszeitungen, faltete sie in seinem verriegelten Zimmer auseinander, zog aus seiner Brusttasche einen Stift, der äußerst harmlos aussah, und machte unter einzelne Buchstaben einen Punkt. Der Stift gab eine wasserhelle Flüssigkeit von sich, die schnell trocknete. Ruff faltete dann die Zeitung wieder zusammen und schickte sie als Drucksache an einen Herrn Ferdinand Leppelmann nach Zürich. Der brauchte die Zeitung nur mit einer chemischen Lösung zu bestreichen. Die Punkte bekamen alsbald eine blaue Färbung, die Buchstaben über den Punkten wurden zusammengesetzt, ein ausführlicher Bericht kam zum Vorschein und ging an das französische Spionagebureau in Genf ab, das ihn schleunigst an General Berthelot durch Mittelsleute über die Grenze befördern ließ.

Kapitän Ruff überzeugte sich aber bald auch, daß

es unmöglich sein würde, Deutschland niederzuzwingen. Handel und Wandel waren wenig gestört, alle Vorräte, die zum Kriegführen notwendig waren, waren reichlich vorhanden. Geld hatte man in Hülle und Fülle. Und eine Einigkeit herrschte in deutschen Landen, wie es niemand auch nur im Traume zu ahnen gewagt hatte. Daneben bestand eine Wut auf England, die aller Beschreibung spottete. Da erkannte der französische Offizier, wie geschickt England Frankreich in seine Netze gezogen hatte. Um was hatte er denn mit seinen Jungen aus der Normandie da oben bei Arras gekämpft? Um eine englische Sache! Denn wenn die Deutschen die Kanalküste bis Boulogne-sur-Mer besaßen, dann ging es England an den Kragen. Diesem Krämerpack, das seine Flotte schonte und Verstärkungen nur tropfenweise in die Front einsetzte, damit es genug übrigbehielt, wenn der Feind an seinen Küsten landete. Konnte dies verhindert werden, so mochte sich Frankreich getrost dabei verbluten — und dann in erster Linie die Zeche bezahlen. Man hatte eben in Frankreich nicht mit einem Mißerfolg gerechnet, nun saß man zwischen zwei Stühlen!

Von Hamburg fuhr er nach Magdeburg. Nach Berlin wollte er später. Erst mußte er sich mit den kleineren Verhältnissen vertraut machen, zuletzt mit den größten. Denn was in Berlin und Umgebung alles aufgestellt worden war und noch aufgestellt werden würde, das völlig zu ermitteln, würde eine sehr schwierige Aufgabe sein. Und dann lebte sie jetzt in Berlin! Da fuhr es ihm wieder einmal eiskalt über den Rücken. Nun, sie erkannte ihn keinesfalls. Er hatte sich sehr „verändert“. Trug nicht mehr den Spitzbart, war viel schmaler geworden, und heller gefärbt hatte er seine Haare auch. Aber sehen wollte er sie einmal. Seine ganze Willens-

kraft mußte er zusammennehmen, damit er nicht gleich wenigstens auf vierundzwanzig Stunden nach Berlin fuhr. Er liebte sie aufrichtig. Er hatte damals in Kranz genau gewußt, daß es ein verwegenes Spiel war, als er am späten Abend noch einmal zu ihr ging, ein tollkühnes sogar. So fest hatte ihn die Liebe zu jenem blonden Weibe in den Krallen! — Nun, es war gut abgelaufen. Er glaubte an Schicksalsfügungen. Es war wohl eine höhere Stimme gewesen, die ihn durch den General Berthelot aus den Schützengräben bei Arras nach Deutschland gerufen hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Frau v. Gellbern teilte ihrer Tante erst mit, daß sie verreisen müsse, als sie bereits mit dem Hut auf dem Kopfe vor ihr stand. Tantchen war seit dem Tode ihres Mannes recht alt geworden. Sie sank zusammen, ihre Verstandeskräfte ließen nach. Den ganzen Tag saß sie in ihrem kleinen Zimmer, strickte Strümpfe für die Soldaten, bedauerte die schweren Verluste und klagte in der nächsten Minute, daß sie dem Vaterlande keinen Sohn zur Verfügung stellen konnte.

Mit offenem Munde sah sie ihre Nichte an. „Wie lange willst du denn fortbleiben?"

„Ich weiß es nicht, Tantchen!"

„Hetzt dich der Kommissar wieder los?"

„Du mußt nicht so viel fragen! Ich werde die Sorge nicht los, daß du mit dem Dienstmädchen über solche Dinge sprichst!"

Da aber schüttelte die alte Frau heftig den Kopf. „Marthachen, das tu' ich nicht. Ich hab' doch solche Angst, es könnte dich einmal ein Spion über den Haufen schießen! Nein, was bist du für eine Frau! Statt zu heiraten, treibst du solche Sachen."

Es war immer dasselbe Lied. Frau v. Gellbern gingen die Worte auf die Nerven. Seit dieser Bordelen ihre Pfade gekreuzt hatte, stak eine Unruhe in ihr, über die sie nicht Herr werden konnte. Im Gegenteil, es war mit der Zeit schlimmer geworden. Aber Tantchen mußte beruhigt werden. Sie lachte.

„Das Heiraten kommt auch noch. Paß auf! Aber erst muß doch der Krieg vorüber sein."

„Ach ja, der Krieg, der Krieg!"

Tantchens Stricknadeln fingen wieder an zu klappern. Wenn sie an den dachte, entschwanden alle anderen Vorstellungen rasch ihrem Gedächtnis. Frau v. Gellbern küßte sie.

„Also leb wohl! Ich schreibe täglich an dich, wie mir's geht. Mach dir keine Sorge. Ich reise nur in die Umgebung. Meine postlagernde Adresse liegt drüben auf meinem Schreibtisch."

Ein Seufzer war Tantchens ganze Antwort. Ihre Nichte ließ sich ja doch nicht halten.

Ganz einfach war Frau v. Gellbern gekleidet. Sie trug einen fußfreien braungrünen Lodenrock, ein Jackett von der gleichen Farbe, und auf dem Blondhaar saß ein fesches Jägerhütchen. In ein Abteil dritter Klasse stieg sie ein, in dem Soldaten saßen. Fing sie einen Spion, so war es Zufall. Mit ihr waren mindestens zwanzig Angestellte der politischen Polizei auf den Magdeburger Bezirk losgelassen worden. Sie wußte, daß man gegen gewisse Leute den Verdacht hegte, für die Feinde zu arbeiten. Aber Verdacht genügte nicht, sie mußten auch überführt werden. Und griff man zu früh zu, so stiftete man mehr Schaden als Nutzen an.

Ihren Koffer ließ Frau v. Gellbern vorläufig auf dem Bahnhof in Magdeburg, bummelte über die Haupt-

verkehrsadern und suchte sich dabei eine Wohnung in einer Pension. Sie schrieb sich dort als Frau Göring aus Danzig ein und war tagsüber fast nie zu Hause. Entweder saß sie stundenlang in einem Kaffeehaus am Fenster und las anscheinend in den Zeitschriften und Zeitungen, sah aber doch stets hinaus auf die Straße, oder sie fuhr in die nächste Umgebung. Einmal traf sie in einem Dorfe einen Bekannten von der Berliner politischen Polizei. Sie hatten zusammen in derselben Sache zu tun gehabt. Mit einem Lächeln, aber ohne Gruß gingen sie aneinander vorüber. Also, wie sie es sich gedacht hatte, man arbeitete mit Hochdruck.

Einen Plan hatte sie sich nicht gemacht. Das hatte für sie keinen Sinn. Es gab allerdings Beamte, die solche Dinge „wissenschaftlich" anfaßten. Der Kommissar hatte ja gesagt: „Gnädige Frau, die Arbeit riecht geradezu nach Bordelen." Und wenn der wirklich dahintersteckte, dann mußte sie ihn fangen! Keinem und keiner anderen ließ sie ihn. Tiefer und tiefer bohrte sich der Haß in ihr Herz. Erst mit ihren Gefühlen spielen und dann ihr Land auch noch den Feinden ans Messer liefern wollen, welche abgründige Gemeinheit war dies. Wenn sie ihn erwischte, so zog er sicher den Revolver und versuchte, sie über den Haufen zu schießen! Sie fühlte in die Tasche ihres Lodenrockes. Da stak auch ein zierlicher Revolver, aber von großer Durchschlagskraft. Adalbert Gellbern war ein guter Lehrmeister im Pistolenschießen gewesen. Es fragte sich also nur, wer schneller war, wenn es darauf ankam!

— — — — — — — — — — — — — —

Der Kapitän Ruff kam auch in Magdeburg rasch vorwärts. Wer die deutschen militärischen Einrichtungen kannte wie er, konnte auch seine Schlüsse ziehen. Nicht

im Traume hätte er gedacht, daß er so schnell zum Ziele gelangen würde. Aber um so besser! Hatte er seinen Auftrag erledigt, so kehrte er wieder zu seinen Jungen aus der Normandie zurück. Wenn für Frankreich die Siegesaussichten auch trüber und trüber wurden, vielleicht kam man noch glimpflich davon, denn der Haß der Deutschen auf England wuchs von Tag zu Tag.

Hier in Magdeburg gab es viele Winkel und Gassen mit Gastwirtschaften, in denen Stammtisch an Stammtisch stand. Kein Tag verfloß, an dem er nicht wichtige Meldungen durch Vermittlung von Ferdinand Leppelmann in Zürich nach Paris senden konnte. Einmal stand er mitten unter der Menge am Bahnhof, als Gefangene ausgeladen wurden. Über die Franzosen riß man Witze, die aber harmlos waren. Als aber ungefähr hundert Engländer zum Vorschein kamen, gellte der Zorn über die Massen. Es gab einen gefährlichen Augenblick. Es schien, als wollte sich dieser große Menschenknäuel auf die Engländer stürzen. Die Polizei traf indessen ihre Maßnahmen. Da stimmten ungefähr zwanzig Männer „Deutschland, Deutschland über alles" an. Es war die Entlastung für die kochende Volksseele. Alles sang mit, Männer, Frauen, Kinder. Ruhig konnten auch die Engländer die bereitstehenden Straßenbahnwagen besteigen, die sie in das Gefangenenlager bringen sollten. Nachdenklich schritt er heim. Für heute war ihm die Lust vergangen, einen Bericht zu liefern. Die Deutschen hielten durch, keine Spur von Kriegsmüdigkeit war an ihnen zu entdecken.

Als er am nächsten Tage gerade aus einer Seitenstraße auf den Breitenweg einbiegen wollte, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Dicht vor ihm ging Frau v. Gellbern die Hauptstraße entlang. Seine Augen

weiteten sich. Es war kein Zweifel möglich. Wie kam denn die hierher? Vorsichtig folgte er ihr. Sie verschwand in einem großen Kaffeehaus und nahm am Fenster Platz. Gerade gegenüber war eine Gastwirtschaft. Den Hut tief in die Stirn drückend, ging er hinüber und fand einen freien Tisch, von dem aus er sie drüben am Fenster sitzen sehen konnte, ohne daß es möglich war, ihn zu entdecken. Eine innere Stimme mahnte ihn zur Vorsicht. Er wollte ihr ganz gewiß Gehör schenken, wenn er auch nicht glaubte, daß ihn die schöne Frau in seiner „Verwandlung" erkennen würde. Scharf beobachtete er sie. Was hatte sie denn? Über die Zeitung hinweg sah sie nach den Menschen auf der Straße. Das mußte doch einen Grund haben! War sie hierher zu einem Stelldichein gekommen? Gerade ihr hätte er dies im ganzen Leben nicht zugetraut. Nun, er würde ja sehen, er hatte Zeit. Zwei Stunden saß sie da und erhob sich dann. Also „er" war nicht gekommen. Er bezahlte und folgte ihr vorsichtig. Er merkte sich die Nummer des Hauses, in dem sie verschwand, begab sich wieder in eine Wirtschaft und schlug in einem Adreßbuch nach. Ihr Name stand nicht darin. Aber in dem Hause war eine Pension, die hatte Telephon. Da ließ er sich verbinden und fragte an, ob dort eine Frau v. Gellbern aus Königsberg wohne. Nein, wurde ihm zur Antwort. Kopfschüttelnd hing er den Hörer wieder an. Aber er würde schon herausbekommen, was er wissen wollte. Er hatte wahrhaftig schon schwierigere Aufgaben gelöst!

— — — — — — — — — — — — — —

Beim Abendessen sagte die Pensionsinhaberin ganz nebenbei: „Vor einer Stunde etwa hat ein Herr angefragt, ob eine Frau v. Gellbern oder so ähnlich hier wohne. Aus Königsberg. Ich habe nein gesagt, später

ist mir's aber eingefallen, daß der Herr vielleicht Sie gemeint haben könnte, Frau Göring. Aber Sie sind doch aus Danzig."

Martha v. Gellbern fühlte, wie ihr Herz zuckte. Nur der Kommissar kannte den Namen, unter dem sie hier wohnte, und den Beamten der politischen Polizei — einen Bekannten aus Berlin hatte sie ja hier getroffen — war das Telephonieren untereinander streng untersagt, damit nicht einmal aus Versehen Unannehmlichkeiten oder Schlimmeres entstand. Es konnte doch wohl nur Bordelen gewesen sein, denn selbst Tantchen, an die sie täglich schrieb, wußte ihre Adresse nicht, sondern schickte ihre Briefe postlagernd unter angenommenem Namen. Aber sie hatte sich in der Gewalt und sagte seelenruhig: „Nein, mich konnte niemand telephonisch sprechen wollen. Es ist ganz ausgeschlossen."

„Nun, dann kommt die Dame vielleicht noch. Wahrscheinlich bin ich ihr von einem anderen Gast empfohlen."

Damit war der Zwischenfall erledigt. Aber der Appetit war Frau v. Gellbern gründlich vergangen. Gleich nach dem Abendessen schrieb sie an den Kriminalkommissar nach Berlin. Morgen früh mit der ersten Post hatte er den Brief. Je mehr sie darüber nachdachte, desto fester wurde ihre Überzeugung, daß es nur Bordelen gewesen sein konnte, der sie antelephoniert hatte. Aber das wäre doch ein sträflicher Leichtsinn für einen gewiegten Spion wie er gewesen. Dann aber mußte sie lachen über ihre Bedenken. Der wußte doch nicht, daß sie für die politische Polizei arbeitete, und daß sich deren Verdacht gerade auf ihn gelenkt hatte.

Am nächsten Morgen, gegen halb neun, erhielt sie ein dringendes Telegramm: „Bin mittags bei Ihnen."

Keine Unterschrift. Sie wußte, wer es abgesandt hatte.

Um kein Aufsehen zu erregen, ging sie am Vormittag wieder aus. Ihre Augen suchten. Oft blieb sie vor einem Laden plötzlich stehen und sah nach rückwärts, von Bordelen war aber nichts zu entdecken.

Sie stand am Fenster, als gegen Mittag eine geschlossene Droschke vorfuhr, ein Herr in kostbarem Pelze, das Taschentuch am Munde, schnell ausstieg und ins Haus trat. Die Droschke wartete.

Zwei Minuten später erschien der Kriminalkommissar vor ihr, sein Gesicht strahlte.

„Herrlich, gnädige Frau, wie die Dinge stehen! Natürlich ist es Bordelen! Und wenn er nicht schon aus Magdeburg 'raus ist, werden wir ihn hoffentlich kriegen. Alle Bahnhöfe in der Umgebung sind bereits von Geheimpolizisten besetzt, zwanzig Mann hab' ich unauffällig aus Berlin mitgebracht."

„Sind Sie denn Ihrer Sache so sicher?"

„Ja! Denn der Zufall wollte es, daß wir gestern abend die Nachricht erhielten, daß neuerdings auch aus dem Bereich von Magdeburg Meldungen beim Zentralbureau in Paris eingegangen seien."

„Sie verstehen mich falsch. Ich meine, daß man diesen Bordelen auch wirklich erwischt. Er wird nicht mehr so herumlaufen wie in Kranz."

„Natürlich nicht! Trotzdem wird er uns dieses Mal nicht durch die Lappen gehen. Wie groß er ist, ist uns bekannt, falsche Bärte finden meine Leute sehr schnell heraus. Es wird einfach jeder angehalten, der sich verdächtig benimmt. Sie wissen doch, ‚verdächtig' ist bei uns auch eine Kleinigkeit, wie etwa eine blaue Brille, oder ein mehr oder weniger beabsichtigtes Verbergen des Gesichtes. Die Menschen sind ja jetzt bei uns so vernünftig. Wenn einer meiner Leute an jemand herantritt,

höflich und leise sagt: ‚Verzeihen Sie, mein Herr, hier in der Gegend treibt sich ein Spion herum, der mit allen Hunden gehetzt und sehr gefährlich ist, Sie haben einige Ähnlichkeit mit ihm, wollen Sie die Güte haben und mir zum Bahnhofsvorsteher oder auf das nächste Polizeibureau folgen, es tut mir leid, aber ich habe meine Pflicht zu tun' — so fügt sich jeder, der ein gutes Gewissen hat. Und kommt man an einen Krakeeler, nun, dann macht man ihn leise aber eindringlich darauf aufmerksam, daß wir mit einer Welt voll Feinde im Kriege leben, dann geht es schon!"

Frau v. Gellbern fieberte vor Erregung.

„Und was soll ich tun?" fragte sie.

„Ruhig hier bleiben. Spazieren gehen, wie Sie es all die Tage getan haben. Für alle Fälle habe ich Ihnen eine Hilfe mitgebracht. In einer Stunde wird hier ein Herr Landgerichtsrat Hofmann aus Breslau absteigen, über den Sie jederzeit verfügen können. Und bringen Sie es der Pensionsinhaberin bei, daß man Sie ans Telephon ruft, wenn wieder eine Frau v. Gellbern verlangt wird. Falls Sie nicht anwesend sind, soll gesagt werden, man möchte um die Essenszeit wieder antelephonieren."

Der Kommissar empfahl sich. Das Taschentuch vorm Munde, sprang er wieder in die Droschke.

Eine Stunde später erschien der Landsgerichtsrat Hofmann in der Pension. Bei Tisch wurde er „Frau Göring" vorgestellt.

„Doch nicht etwa aus Danzig?" fragte der würdige Herr.

„Allerdings, Herr Landgerichtsrat!"

„Aber nicht die Witwe von Emil Göring?"

„Die bin ich!"

Er streckte die Hand aus. „Also die Witwe meines lieben, alten Freundes! ... Gnädige Frau, wenn es Sie nicht zu sehr angreift, darf ich wohl bitten, nachher über den lieben Emil mit Ihnen sprechen zu dürfen.“ Herr Hofmann wandte sich in sichtlicher Erregung an die Pensionsinhaberin. „Es war ihm nur ein kurzes, aber großes Glück beschieden. Ich hatte leider keine Gelegenheit mehr, ihn als Ehemann zu sehen. Nun dieser Zufall!“

Von merkwürdigen „Zufällen“ wußten an diesem Mittag alle Gäste zu erzählen, die an der Tafelrunde saßen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es hatte den Kapitän Ruff wieder in die Nähe des Hauses gezogen, in dem Frau v. Gellbern am Tage vorher verschwunden war. Sie wohnte ganz sicher in der Pension, das stand bei ihm fest. Aber anscheinend unter anderem Namen. Das tat doch eine Frau nur mit ganz bestimmten triftigen Gründen. Da packte ihn die Eifersucht. Er wollte wissen, wie das zusammenhing!

Vorsichtig ging er in der Nähe auf und ab. Eine Droschke fuhr vor dem Hause vor. Ein Herr stieg rasch aus, der sich das Taschentuch vor den Mund hielt, also nicht erkannt sein wollte. Er kam nach einer Viertelstunde wieder herunter, warf sich in die wartende Droschke und fuhr davon. Ein Glück war es, daß der alte Gaul nur den Zotteltrab anschlagen konnte. Ruff vermochte zu folgen. Die Droschke hielt vor dem Hauptpostamt, der Kutscher wurde abgelohnt. Der Kapitän wartete, er wollte den Herrn im Auge behalten und sich möglichst Klarheit über ihn verschaffen.

Nach etwa zehn Minuten erschien der Herr wieder

und ging zu Fuß weiter. Hundert Schritte hinter ihm wanderte der Spion her. Plötzlich blieb er mit offenem Munde stehen. Der Herr war im — Polizeipräsidium verschwunden. Da machte sich der Kapitän seinen Reim. Es war ein höherer Polizeibeamter. Also war Gefahr im Verzuge! Und Frau v. Gellbern steckte mit unter der Decke. Diese gründlichen Deutschen! Irgendwie hatte man herausbekommen, daß er wieder einmal an der Arbeit war. Man hatte sich entsonnen, daß niemand geeigneter war, ihn zu entdecken, als Frau v. Gellbern. Daß die sich dazu hergegeben hatte! Nun, bei der vaterländischen Stimmung in Deutschland war es kein Wunder. Vielleicht kam bei ihr auch noch gekränkte Eitelkeit hinzu. Sie war wahrscheinlich des Glaubens, daß er nur mit ihr hatte spielen wollen. Sehr möglich war dies, wenn es auch nicht stimmte. Darauf aber kam es jetzt nicht an.

Die Dinge lagen nun für ihn bitterernst. Er mußte sich in acht nehmen. Magdeburg jetzt zu verlassen, war für ihn so gut wie unmöglich. Da fing man ihn ab. Auf solchen „Betrieb" verstand er sich. In die Stammkneipen konnte er ruhig weiter gehen, und die Wirtin, von der er ein möbliertes Zimmer gemietet hatte, war reichlich dumm. Er hatte ihr allerlei vorgeschwatzt. Da hatte sie die Anmeldung unterlassen. Sie war Witwe und hatte eine dreiundzwanzigjährige, ganz hübsche Tochter. Der machte er den Hof und ließ durchblicken, daß er, wenn erst dieser Krieg vorbei sei, die Tochter ganz gern heiraten werde. Aber vorläufig könne er es noch nicht, denn er lebe mit seiner Frau in Scheidung. Deshalb wünsche er, nicht angemeldet zu werden. Sie mache ihm die Hölle heiß und wolle sich durchaus wieder mit ihm versöhnen. Sobald sie seine Adresse erführe,

käme sie hierher, und daß ihm das äußerst peinlich sei, würde man wohl einsehen. Da er über reichlich Geld verfügte und auch für Mutter und Tochter öfters kleine Geschenke mitbrachte, so wollte man sich die gute Partie nicht verscherzen, nahm alle erdenkliche Rücksicht auf ihn — und meldete ihn wirklich nicht an. Denn es waren doch außerdem Kriegszeiten, der frühere Mieter war eingezogen, und das Geld recht knapp.

Aber mit der Zeit wurde ihm der Aufenthalt in Magdeburg doch sehr unangenehm. Das Fräulein fragte so entsetzlich viel und wollte sich möglichst bald mit ihm in aller Form verloben. Wo denn der Scheidungsprozeß spiele, wer sein Rechtsanwalt sei, und ob sie nicht einmal die Akten sehen könne. Er solle ja recht kräftig vorgehen, damit er bald von der anderen frei werde. ... Da entschloß er sich abzureisen. Acht Tage waren inzwischen vergangen, die Überwachung an den Bahnhöfen würde nicht mehr so scharf sein. Einen guten Teil seiner Sachen ließ er bei seiner Wirtin und sagte ihr, daß er in acht Tagen zurückkehren werde. Er müsse in Berlin einen Scheidungstermin wahrnehmen und hoffe, es werde der letzte sein.

Seine zukünftige Braut wollte ihn zum Bahnhof begleiten, da aber wehrte er ab. „Um Gottes willen, Fräulein! Meine Frau arbeitet doch mit Detektiven! Sie läßt sich's was kosten. Und dann kämen Sie ins Gerede. Sie werden mit Schmutz beworfen, vielleicht sogar gerichtlich vernommen."

Dem wollte sie sich allerdings nicht aussetzen. Aber schreiben sollte er täglich. Er schüttelte den Kopf. „Das tu' ich nicht. Aber meinen Rechtsanwalt werde ich mitbringen, der wird Ihnen sagen und beweisen, meine Damen, daß ich ein anständiger Mensch bin."

Einen ziemlich großen Koffer in der Hand, mit einer Fahrkarte zweiter Klasse nach Oschersleben, betrat der Kapitän den Bahnsteig. Der Zug war schon eingefahren. Gerade wollte er auf ein Abteil zugehen, als ihn ein Mann ansprach: „Verzeihung, mein Herr, können Sie sich ausweisen, wer Sie sind?"

Nicht einen Augenblick zuckte der Spion zusammen. Ein Lächeln lag um seinen Mund. Er setzte seinen schweren Koffer hin, griff in seine Brusttasche und sagte dabei: „Ich glaube, Sie sind auch ein Elsässer?"

„Ja, aus Schiltigheim bei Straßburg."

„Ich hab's gleich gehört an der Sprache. Und wahrscheinlich gedient im Heere und nun Kriminalbeamter?" Er lachte. „Se komme bei mir an den Rechten. Da gucke Se her — mei Paß. Und hier gucke Se weiter, was mir geschriewe worde is von de große Offizierkasino auf de Broglieplatz in Straßburg. Glauwe Se, solche Herre mache mit einem Geschäfte, wo nich gut dütsch is?"

Der Kriminalbeamte schien aber immer noch Bedenken zu haben.

Da zog der Spion eine Karte hervor. „Schreiwe Se Ihren Namen und Ihre Wohnung hier drauf! 's is mei Preiskurant! Ich schicke Ihne e paar Fläschle guten Wien von Rappoltswiller. E Landsmann in Magdeburg! 's is komisch! ... Mache Se schnell, mei Zug geht."

Da tat es der Mann. ...

Als sich der Zug in Bewegung setzte, atmete der Kapitän im Abteil tief auf. Das war eine heikle Lage gewesen! Er sah auf das Preisverzeichnis, das er noch in der Hand hielt. Auf ihm stand in eckigen Schriftzügen: Jean Ruff, Berlin N 4, Invalidenstraße 82 III.

Also der Mann hieß Ruff wie er. Es war kein seltener Name im Elsaß. Vielleicht hatten sie denselben Ururgroßvater. Und der eine spionierte für Frankreich, und der andere wollte französische Spione fangen!

Dem Kriminalbeamten Jean Ruff waren aber auch Bedenken gekommen. Er wollte noch auf den Zug springen, aber es war zu spät. Die Sicherheit dieses Mannes hatte ihn betört! Wie kam jetzt ein Elsässer nach Deutschland, um seine Weine anzupreisen? Heiß und kalt lief es ihm über den Rücken. Er stürzte zur Bahnsteigsperre, fragte den Beamten, ob er sich auf einen Mann besinnen könne, der vor fünf Minuten seine Fahrkarte zweiter Klasse vorgezeigt habe, einen weiten Lodenmantel angehabt und einen ziemlich großen Koffer bei sich getragen habe.

Zufällig entsann sich der Bahnsteigschaffner dessen. Viel Verkehr war nicht gewesen. „Ja, der fuhr nach Oschersleben!“

Rasch lief der Kriminalbeamte zum Ausgang, warf sich in eine Droschke und fuhr zum Polizeipräsidium.

Der Kommissar, dem diese Angelegenheit unterstellt war, rang die Hände. „So eine — Unvorsichtigkeit! Aber nach Oschersleben, das wissen Sie bestimmt?“

„Ganz bestimmt!“

„Warten Sie hier!“

Der Kommissar eilte ins Nebenzimmer; die Telephonklingel schrillte.

— — — — — — — — — — — — — —

Frau v. Gellbern war die Zeit recht langweilig geworden. Sie ging viel spazieren, saß stundenlang in den Kaffeehäusern und sah hinaus auf die Straße, Herrn „Bordelen“ entdeckte sie aber nicht. Täglich be-

richtete ihr der „Landgerichtsrat Hofmann", daß man den Spion noch immer nicht gefunden habe.

„Er wird gar nicht mehr hier sein," entgegnete sie ärgerlich.

„Möglich ist das, aber nicht wahrscheinlich! Solche Leute verstehen es, sich äußerst harmlos zu geben. Man kann doch nicht jeden fragen, ob er ein Spion ist."

„Also Sie haben immer noch Hoffnung?"

Der Kriminalbeamte zuckte mit den Schultern. „Plötzlich," sagte er, „macht ein solcher Kerl eine Dummheit, die man für unmöglich halten sollte, na, und dann kriegt man ihn!"

„Eine solche Dummheit war zum Beispiel, mich anzutelephonieren."

„Vielleicht auch eine riesige Schlauheit. Wenn er es nämlich tat, ganz kurz bevor er abreiste."

„Herrgott, dann wär' doch all die Mühe hier umsonst gewesen."

Der Beamte lachte sie aus. „In den allermeisten Fällen ist sie das. Daran muß man sich in unserem Beruf gewöhnen. Sie dürfen aber nicht etwa denken, daß man nur hier hinter dem Manne herschnüffelt. Wir wissen doch auch nicht, ob er allein arbeitet oder mit Spießgesellen. Die Hauptsache bleibt, daß eine Vermutung zur anderen getragen wird. Gewiegte Kriminalisten ziehen daraus ihre Schlüsse, die oft den Nagel auf den Kopf treffen." — —

Eines Mittags, kurz vor dem Essen, stürmte der Beamte in ihr Zimmer.

„Gnädige Frau, machen Sie sich sofort fertig zu einer Automobilfahrt nach Oschersleben! Man ist ihm anscheinend auf der Spur. Ich und noch ein paar Beamte begleiten Sie. In fünf Minuten ist das Auto da."

Der Kommissar saß mit dem Kriminalbeamten Ruff in dem großen Opelwagen, als Frau v. Gellbern mit ihrem Begleiter einstieg. Der Kommissar gab, während das Auto dahinsauste, seine Anweisungen. „Wir drei suchen Oschersleben ab. Die dortige Polizei ist benachrichtigt, soll aber weiter nichts unternehmen, als den Mann suchen und heimlich beobachten, der von meinem Beamten da angehalten wurde. Haben wir ihn, werden Sie aus dem geschlossenen Auto herangeholt. Es wird sich ja dann zeigen, ob es dieser ‚Bordelen' ist."

Frau v. Gellbern schlug das Herz bis zum Hals hinauf vor Aufregung. Aber nichts von Mitleid spürte sie. Im Gegenteil! Eine Genugtuung würde es für sie sein, wenn man „Bordelen" fing. Eine Genugtuung? Ach nein, die hohe Befriedigung kalter Rache ... Dieser Kerl, der mit ihren Gefühlen gespielt, der ihr gutes Onkelchen auf das Totenbett geworfen, der sie aus ihrer Lebensbahn geschleudert hatte! Da krampften sich ihre Hände zusammen, die Lippen zitterten vor Wut und die Nasenflügel bebten. Geduldig wartete sie.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Kapitän Ruff ärgerte sich, daß er nur eine Fahrkarte bis Oschersleben genommen hatte. Es war doch wahrscheinlich, daß die Überwachung der Bahnhöfe noch länger anhalten würde. Lange konnte er in der kleinen Stadt nicht bleiben. Die Hauptsache war aber jetzt, daß er sich nicht ins Bockshorn jagen ließ. Glück mußte man haben, Vorsicht allein genügte in diesen Zeitläuften nicht. Ein unangenehmes Gefühl wurde er nicht los, als er in Oschersleben ausstieg. Aber unbehelligt gelangte er durch die Bahnhofsperre, trug seinen Koffer selbst nach einem Gasthofe, und da gerade Markttag war, so konnte er sicher mancherlei hören. Am nächsten

Morgen wollte er weiterfahren — nach Braunschweig, von da nach Schwerin und dann weiter nach Stettin. Damit seine Magdeburger Wirtin nicht etwa vor der Zeit Verdacht schöpfte und doch noch zur Polizei lief, nahm er sich vor, von Braunschweig an sie zu schreiben und einen Geldschein beizulegen, damit sie mit ihrem „Fräulein Tochter" dann und wann einmal das Theater besuchen könnte. Denn dafür schwärmten die beiden sehr.

In Oschersleben hörte er nichts, trotzdem alle Tische besetzt waren. Man unterhielt sich über die Marktpreise. Nach Not sah es hier nicht gerade aus. Daß ein Schutzmann durch das große Zimmer ging, verschwand, wiederkam und an einem Tisch in der Nähe Platz nahm, fiel ihm nicht weiter auf. ...

Als er gerade sein Wiener Schnitzel verzehrte, traten zwei Herren auf ihn zu, packten ihn bei den Händen, der Oschersslebener Schutzmann stand auch schon hinter ihm, zog für alle Fälle einen Revolver aus der Tasche und hielt ihm das kalte Eisen an die Schläfe.

Ein furchtbarer Lärm entstand. Da erschien auch noch der Kriminalbeamte und Namensvetter Jean Ruff auf der Bildfläche. Der Kriminalkommissar rief den Gästen zu: „Regen Sie sich nicht auf, meine Herren, wir haben anscheinend einen guten Fang gemacht!"

Durcheinander schrie man. Man wollte wissen, was mit dem Manne los sei, aber der Kriminalkommissar verwies sie nachdrücklich zur Ruhe. Der Mann wurde schon gefesselt.

Der Wirt kam, ganz außer sich, herbei. Der Kommissar wies seine Karte vor.

„Der Mann hat einen Koffer mitgebracht, wo ist er?" fragte er.

„Oben in seinem Zimmer!"

Die Beamten gingen mit dem Wirt und dem gefesselten Spion hinauf. Der Koffer war noch gar nicht geöffnet. Der „Weinhändler Kieffer" wurde durchsucht. Über achttausend Mark bares Geld wurden ihm abgenommen, auch der Stift kam zum Vorschein, der die Flüssigkeit enthielt, mit dem der Kapitän die Punkte unter die Buchstaben zu setzen pflegte. Einem Verhör wurde er gar nicht erst unterzogen — denn vor dem Gasthofe stauten sich die Menschenmassen an. Schnell weg von hier, das war unbedingt notwendig. Sonst sickerte es doch womöglich durch, daß man einen Spion gefangen habe, und man schlug den Mann in der Aufregung tot.

Der Kommissar drängte sich durch die Menschen. Man fragte ihn aufgeregt, er antwortete gar nicht, sondern holte das Automobil herbei, das in einer Nebenstraße stand.

Als er zu Frau v. Gellbern einstieg, sagte er: „Wir haben ihn, es ist sicher Ihr Bordelen."

Da wurde ihr doch das Herz schwer.

Und als sie ihm oben im Zimmer gegenüberstand, mit totenbleichem Gesicht, die Augen durchdringend auf ihn richtend, wendete er den Kopf zur Seite. Fest sagte Frau v. Gellbern: „Ja, er ist es!"

Da zuckte der Spion zusammen. Ein krampfhafter Atemzug, der wie ein Schluchzen klang, drängte sich durch seine zusammengekniffenen Lippen.

„Dann 'runter mit ihm und den Koffer ins Automobil!" befahl der Kommissar. . . .

Die Menschen reckten die Köpfe, Flüche wurden laut. Einen Augenblick schien es, als ob man sich auf den Mann stürzen wolle, aber da fuhr das Automobil schon davon — auf Magdeburg zu.

Auf der Zitadelle erfolgte sogleich nach Ankunft das erste Verhör, nachdem der Koffer genau durchsucht worden war. Verdächtiges wurde in ihm nicht entdeckt. Von dem Spion war aber nichts herauszubringen. Auch nicht, als er Frau v. Gellbern gegenübergestellt wurde. Sie beteuerte von neuem, daß gar kein Irrtum möglich sei, er sei der „Bordelen" von Kranz. Sein Haar scheine gefärbt. Die Färbung hatte man schon festgestellt.

Er wurde in eine Zelle abgeführt und Frau v. Gellbern die Anweisung gegeben, sich morgen früh um Acht zu einem neuen Verhör einzufinden.

Als sie zu der angegebenen Zeit erschien, wurde sie nur vom Kriminalkommissar empfangen.

„Die Sache ist erledigt, gnädige Frau. Trotz strengster Überwachung hat sich der ‚Bordelen', jetzt ‚Weinhändler Kieffer aus Metzeral' — aber auch das stimmt nicht, wir haben bereits Nachricht aus Mülhausen im Elsaß — umgebracht. Anscheinend war es ein französischer Offizier! Jedenfalls ein sehr gewiegter Spion. Sie können nun nach Hause fahren. Ein großer Anteil der ausgesetzten zehntausend Mark ist Ihnen sicher."

„Meinen Anteil gebe ich fürs Rote Kreuz," war ihre bewegte Antwort.

„Da wird es sich sehr freuen. Das bleibt Ihnen unbenommen. Abrechnen müssen wir aber mit Ihnen. Auf Wiedersehen, gnädige Frau!" —

Tantchen war hocherfreut, als ihre Nichte wiederkam.

„Endlich!" rief sie. „Ich habe Todesangst ausgestanden!"

„Und wir haben unterdessen ‚Bordelen' gefangen."

Da glühte ein Feuer in den Augen der Greisin auf. „Ha — endlich! Totgeschossen muß er werden! Meinen guten Mann und dich hat er auf dem Gewissen!"

„Mich nicht, Tantchen.“ Ein mattes Lächeln spielte um ihren Mund. „Nun werde ich, wie du es nennst, wieder ‚vernünftig‘ werden. Mit der politischen Polizei werde ich fortan nichts mehr zu tun haben. Mein Zweck ist erreicht. Im übrigen hat ‚Bordelen‘ bereits Selbstmord begangen!“

„Schade,“ sagte Tantchen unversöhnlich, „schade!“ Und dann klapperten wieder ihre Stricknadeln.

Von den Rieselfeldern der Reichshauptstadt

Von Max Nentwich

Mit 11 Aufnahmen des Verfassers (Nachdruck verboten)

Es kann ja gleichgültig sein, ob man schnurstracks gegen einen Schaden zu Felde zieht und dabei einen Erfolg erringt, oder ob sich dieser Erfolg gelegentlich nebenbei einstellt, ohne daß man ihm besonders nachgegangen wäre; vielleicht ist letztere Art noch erfreulicher als erstere. Was wir schildern, ist ein Erfolg vom Schlag der zufälligen angenehmen Entdeckungen.

Die Stadt Berlin, die über 20 000 Hektar Ländereien ihr eigen nennt, ist in der glücklichen Lage, auf ihrem Gutsbesitz der sommerlichen Dürre in einer Weise zu begegnen, die völliger Überwindung gleichkommt. Spritze und Wasserschlauch hätten nicht viel dazu tun können, den Kriegsommer 1915 zu einem der ertragreichsten für die Berliner Güter zu machen. Es ist vielmehr eine der groß angelegten städtischen Einrichtungen, die — dazu bestimmt, die Abwässer unschädlich zu machen — eine segensreiche Nebenarbeit im Kampf gegen die Dürre leistet: die Berieselung.

Die Berliner Bevölkerung hat einen täglichen Wasserverbrauch, der im Sommer pro Kopf auf 392 Liter steigt. Die glänzend eingerichteten Wasserwerke sorgen für die Zufuhr, die am 13. Juli 1914 die höchste Tagesleistung von 308 300 Kubikmeter erreichte. Wenn auch ein recht ansehnlicher Teil dieser Wassermengen durch Verdunstung, durch Abdampfen beim Sieden, Kochen usw. verloren geht, so bleibt doch der weitaus größte Teil übrig, der verschmutzt, verbraucht, auch unverändert, wie etwa aus den Springbrunnen, fortgeschafft werden muß.

Die Entwässerung Berlins geschieht nach dem so-

genannten „Mischsystem“, das heißt alle Abwässer, auch Regenwasser usw., mischen sich in den Kanalisationsröhren und wandern in diesen nach den etwas tiefer gelegenen „Pumpstationen“, wo sie durch Zerkleinerung aller Schwimmstoffe für die Weiterbeförderung „aufgearbeitet“ werden. Wahre Mammutspumpen, deren jede bei einem einzigen Hub 370 Liter aufnimmt, saugen



Überführung eines über einen Meter starken Druckrohrs über das gesamte Bahngelände der Nordbahn.

das Wasser ein und drücken es in die gewaltigen Druckrohre, die es hinaus aus der Stadt führen, bis in Entfernungen von 30 Kilometern, wo es gereinigt und den Flußläufen wieder zugeführt werden soll. Das geschieht zunächst aus rein gesundheitlichen Rücksichten; dann aber auch, damit die Unmengen von Dungstoffen, besonders Stickstoff und organische Beimengungen, die alle nun einmal in den sogenannten „Großstadtlaugen“ enthalten sind, der Landwirtschaft nach Möglichkeit nutzbar

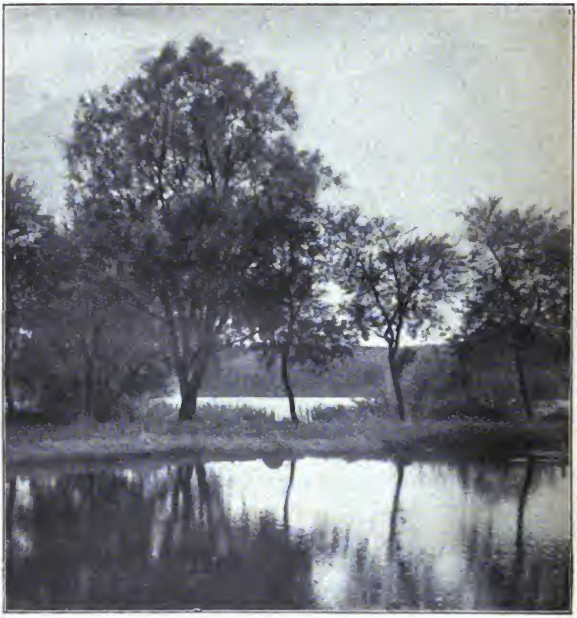
gemacht werden können. Als brauchbarstes Verfahren wurden für Berlin die Rieselfelder angelegt; sie erfüllen



Hauptverteilungsgraben. Links: ein Schlickbecken.

ihre Zwecke nicht nur in mustergültiger Weise, sondern bieten in heißen Sommern noch den weiteren Vorteil,

daß über Dürre in den Rieselgütern nie geklagt werden kann, daß vielmehr die ganz nach Ermessen des Landmanns geregelte Bewässerung in Verbindung mit der liebevollen Sonnentätigkeit zu einer großartigen Frucht-



Am Rieselfischteich Nr. 1 bei Malchow.

barkeit der Felder führt; allein die Wiesen dürften in diesem Jahre statt der landläufigen drei Schnitte deren acht auf den Rieselfeldern ergeben.

Die allgemeine Vorstellung von der Größe unserer Rieselfelder darf man wohl von vornherein als nicht ganz richtig bezeichnen; es handelt sich nicht um größere

Gärten und einige Feldgemarkungen, sondern um Flächen mit verstreuten Wäldern und Seen, mit Dörfern und Ortschaften, um Landgebiete, auf denen man die ganze Stadt Berlin mit ihren 6029 Hektar, mit Straßen und Häusern, Plätzen und Prachtbauten ruhig zweimal aufbauen kann. Meilenweit führen Bahn und Straßen durch Rieselgelände; die schönsten Obstpflanzungen sind



Kohlrabiernte.

hier zu finden, Erholungsheime, Krankenhäuser, Ferienspielplätze für etwa 10 000 Kinder, mustergültige Gutsanlagen, selbst Fischteiche, die Rieselwasser übernehmen, in denen sich 8000 bis 10 000 Karpfen und Schleien mästen. Von dem leidigen Vorurteil, gegen das in früheren Jahren vereinzelt immer noch angekämpft werden mußte, ist Gott sei Dank nicht viel übrig geblieben; Erfahrung und verbesserte Arbeitsweisen

mögen auch zur Erzielung bester Ergebnisse beigetragen haben. Wird sich daher noch heute jemand wundern, wenn er erfährt, daß von den 1,5 Millionen Doppelzentnern des Berliner Gemüsebedarfs die gute Hälfte allein durch die Rieselfelder gedeckt wird?



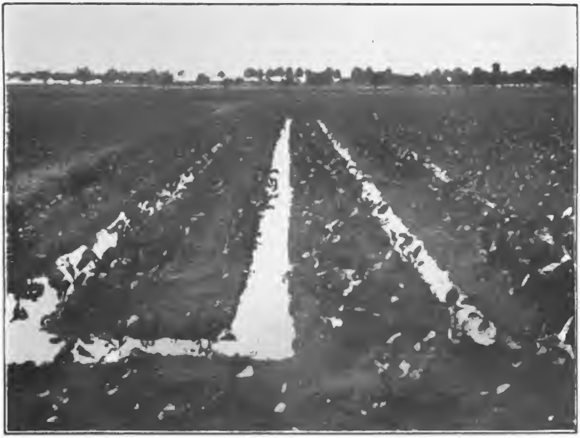
An der Mündung des Fließgrabens in den Klärsee.

Die Vorarbeiten für die Gesamtanlage, die sich fortdauernd erweitert, sind keineswegs gering.

Das gesamte Rieselgelände von über 10 000 Hektar ist in 1 bis 1,5 Meter Tiefe und in Entfernung von 8 zu 8 Metern mit den bekannten gelöcherten Entwässerungsröhren durchzogen. Wie die Wälder, so sind auch die Rieselfelder in „Schläge" geteilt; die Entwässerungsröhren der einzelnen Schläge führen in Sammelstränge, diese in Hauptgräben, die ihren Inhalt wiederum in offene Fließgräben ergießen, und nun endlich gelangt das gereinigte Wasser wieder in die öffentlichen Flußläufe —

wenn es nicht vorher, wie in Blankenburg-Malchow, erst noch in einen großen Klärsee läuft, an dessen Ende es ein Geröllwehr zu überwinden hat, um dann erst den Weg in die Freiheit zu finden.

Nicht minder verwickelt als diese Entwässerung der Felder ist auch die Verteilung der von Berlin kommenden Wässer über die gesamte Anlage. Jedes der zwölf Hauptdruckrohre, die ihren Weg aus Berlin nehmen, führt auf ein Rieselfeld, und zwar zunächst an dessen höchstgelegene Stelle, aber keineswegs in ein Stau-



Regelmäßig bewässertes Rotkohlfeld mit deutlich sichtbaren umlaufenden Rieselfurchen.

becken, weil ein solches zu Ablagerungen und Rohrverstopfungen, wie zu üblen Ausdünstungen führen würde. Das Ende des Druckrohres geht vielmehr in ein etwa 15 Meter hohes, aufrechtstehendes, oben offenes „Standrohr" über. Dort wo das unterirdisch zugeführte Druck-

rohr rechtwinklig aus der Erde herausragt, sind die 25 Zentimeter starken Verteilungsrohre angesetzt; sie führen unterirdisch nach verschiedenen Richtungen des Rieselfeldes, und jedes Rohr mündet schließlich in einen



Ausjäten des Unkrauts in der Baumschule.
(Im Hintergrund das städtische Erholungsheim Blankenburg.)

schließbaren Auslaß, den man kurzweg „Schieber" nennt. Wird dieser Schieber geöffnet, so läuft das schmutzige Kanalisationswasser in weit verzweigte, offene Verteilungsgräben, die sich zwischen allen Feldern des Bezirks hinziehen, und von denen aus jeder angrenzende Landwirt durch Öffnen einer Holzklappe ganz nach Belieben Wasser auf sein Feld laufen lassen kann. Will er kein Wasser, so läßt er die Holzklappe eben geschlossen.

Es spielt sich also folgender Vorgang ab: In den Druckrohren kommt das Abwasser aus Berlin oben am Standrohr an und fließt ohne Aufenthalt in die an=

geschlossenen Verteilungsrohre bis hinunter zu den Schiebern. Wollen die Bauern Wasser haben, so öffnet der Rieselmeister diesen oder jenen Schieber, das Wasser stürzt sich in die offenen Verteilungsgräben, und der Landmann läßt so viel davon auf sein Feld, als er benötigt, und schließt dann seine Holzklappen; auch der Rieselmeister schließt den Schieber, wenn genug Wasser in den Verteilungsgräben ist. Der Verbrauch ist unterschiedlich; manchmal läßt der Landmann ein Feld, besonders wenn es brach liegt, völlig „überstauen", während er etwa ein Kohlfeld kurz vor dem Abernten so



Letzte Reinigungsstelle, das Geröllwehr am Ende des Klärsees von Blankenburg; von hier aus ergießt sich das dann völlig geklärte Rieselwasser in die Panke.

gut wie gänzlich trocken läßt. Die Stadt Berlin hat nämlich einen großen Teil ihrer Rieselfelder verpachtet und läßt den Pächtern völlig freie Hand in bezug auf die Wasserentnahme. Das kann sehr wohl geschehen,

weil im Sommer, wo draußen auf den Feldern mehr Feuchtigkeit verlangt wird, der Verbrauch in der Stadt



Standrohr mit Signalfahne und Laternenstuhl.
(Links oben beginnend: Notauslaß.)

und damit auch die Menge der Abwässer unvergleichlich größer ist als im Winter. In den Sommermonaten

ist die Wasserlieferung für Berlin zwei- bis dreimal so groß als im Dezember und Januar.

Da auch das Berliner Regenwasser der Kanalisation zuläuft und schließlich mit auf den Rieselfeldern ankommt, so könnte bei besonderen Naturereignissen doch leicht eine Katastrophe dort draußen durch Überfüllung



Im Spalierobstgarten.
(Sprengen mit Tabaksud gegen Blattläuse und Abtöten der Blutläuse mit Karbolineumspiritus.)

entstehen. Aber auch hiergegen ist Vorsorge getroffen. Kommt oben am Standrohr wirklich einmal unerwartet viel Wasser an, so fließt es, wie erwähnt, zunächst in die Verteilungsrohre und muß diese erst gänzlich füllen; dann wird allerdings das Wasser im Standrohr auch zu steigen beginnen. Dem dort dauernd Wache haltenden Rieselmeister zeigt bei Tage eine Fahne, bei Nacht eine Laterne, die beide durch einen Schwimmer im Stand-

rohr in Wirksamkeit gesetzt werden, den jeweiligen Höhestand des Wassers an. Steigt das Wasser im Standrohr, so muß er einige Schieber öffnen und durch Auffüllen der weitverzweigten Verteilungsgräben den Überschuß an Wasser ablassen. Sollte das noch nicht genügen und das Wasser im Standrohr weiter steigen, so ist für diesen Fall kurz unter dem oberen Ende des Standrohres ein



Die Zivil-Gulaschkanone mit dem warmen Mittagessen für die auf den Rieselfeldern beschäftigten Arbeitshäuslinge.

Notauslaufrohr angeordnet, das in eine recht geräumige Notgrube führt — eine Einrichtung, die übrigens bisher noch nicht in Anspruch genommen wurde.

Die Einrichtung des Standrohres bietet gegenüber jeder anderen Art der Wasserverteilung den Vorteil, daß die unreinen Kanalisationswässer in dauerndem Flusse bleiben und daß der gewaltige Druck, mit dem die Wässer auf dem Rieselfelde ankommen, durch das freie Spiel im offenen Standrohre in sehr geschickter Weise aufgehoben wird.

Die Bewirtschaftung der Berliner Güter wies im Kriegsjahre 1914 einen Überschuß von 665 099 Mark auf, an dem die Rieselanlagen mit einem zwar nicht genau abzuschätzenden, aber doch recht ansehnlichen Satze beteiligt sind. Daß die Ablagerung von Fäkalien ertragreich für die Felder wirkt, mag als selbstverständlich gelten; es kann sich auch jedermann auf irgend einem der Berliner Rieselfelder davon überzeugen. Daß sich aber die künstliche Bewässerung auch ganz vorzüglich gegen die herrschende Trockenheit erweist, war wohl letzten Endes in vollem Umfange von niemand vorhergesehen worden.

Ein Freundschaftsgeschenk

Von Thusnelde Schuster

(Nachdruck verboten)

Meine Freundin schrieb mir, gerade als unser Mädel einen Monat alt war: ‚— ich fand beim Umzug einen Haufen Kinderwäsche, für die ich keine Verwendung habe, mein Bub ist ja schon zehn Jahre alt, und ich heirate nicht wieder. Ich sende sie Dir nächstens.‘

„Na, das ist ja gut,“ sagte mein Mann. Er ist immer ein Praktikus und rechnete nun schnell aus, daß ich nichts mehr zu kaufen brauchte.

„Natürlich warte ich, bis Trudel mir die Wäsche geschickt hat. In acht Tagen spätestens kann sie da sein,“ meinte ich, ihm beipflichtend.

Da aber in der ersten Woche nichts kam, warteten wir eine zweite und schließlich eine dritte. Da schrieb die Freundin: ‚— in diesen Tagen schicke ich die Wäsche fort.‘

„Ich dachte schon, sie sei verloren gegangen,“ sprach mein Mann, als er vom Dienst nach Haus kam und den Brief las.

Nun war es aber selbstverständlich, daß er jeden Tag beim Eintreten fragte: „Ist die Wäsche gekommen?“

„Noch nicht!“

„Hm — soso.“ Er setzte sich zu Tisch und löffelte die Suppe stillschweigend. Endlich beim Braten begann er: „Weißt du, deine Freundin ist Witwe und hat den Jungen zu erziehen. Das kostet alles Geld. Du hättest doch viel Geld noch wegen der Wäsche ausgeben müssen. Da meine ich, du solltest sie ihr abkaufen. Denn ein Geschenk mußt du sowieso machen. Es kommt schließlich auf eins raus. Und mit dem Geschenk kannst du es nicht treffen — aber Geld lacht immer.“

Ich hatte gegen Richards Vorschlag keine Einwendung, setzte mich darum an den Schreibtisch und verfaßte an Trudel einen schönen Brief. Er muß unbedingt schön gewesen sein, denn die Oktobersonne schien so warm ins Zimmer auf die dunklen Rosen, die in einem Glas standen und Sommerträume verdufteten. Ich bin nämlich in aller Bescheidenheit, was man eine „schöne Seele" nennt.

Der Brief mit dem lila Siegel ging ab, und nach drei Tagen schon erhielt ich Antwort. Das war merkwürdig schnell gegangen. Neugierig, voll Erwartung öffnete ich den Brief. „Heiliger Bimbam!" Ich fühlte, wie mir heiß und kalt wurde, und zuletzt sank ich in einen Schaukelstuhl, dem Weinen nahe. Zum Glück kam bald darauf mein Mann heim.

„Was ist denn los?" fragte er unruhig und erschrocken, da er mich sprachlos vorfand.

„Da lies!" Ich hielt ihm Trudels Brief hin. „Das kommt davon, wenn sich Männer in Frauenangelegenheiten mischen."

„Hm — hm —, nicht schlecht!" Er strich sich den Vollbart, auf den ich so sehr stolz bin, den ich aber in dem Augenblick ins Pfefferland wünschte. „Deine Freundin hat Temperament, Donnerwetter! Die wäscht dir ja gründlich den Kopf." Und er begann einige Stellen laut zu lesen: ‚— wenn ich die Wäsche bezahlt haben wollte, hätte ich sie hier schon längst verkauft. Ich habe das Paket noch nicht abgesandt, weil ich keine Lust und Laune dazu hatte — — Ich vertrage keinen Druck' — „Na, da rate ich dir, meine Liebe, schaffe ruhig die fehlende Kinderwäsche an. Wer weiß, wann sie in Stimmung ist." Lachend reichte er mir den Brief zurück.

„Fiele mir gerade ein! Ich kann das Geld sparen. Das Dienstmädel muß halt jeden Tag waschen, ich behelfe

mich so. Im Oktober trocknet es noch ganz gut," erwiderte ich etwas kurz.

„Mach's wie du willst!" Er zuckte die Achseln und las die Zeitung. Das tun ja Männer immer, wenn sie unrecht haben.

Natürlich meiner Freundin gegenüber suchte ich mich zu rechtfertigen. Ich würde doch ganz bestimmt nie von Fremden Kinderwäsche kaufen. Im übrigen möge sie es machen, wie sie wolle.

‚Ja, das tue ich auch,' erwiderte sie umgehend. ‚Ich hatte vor, Dir die Wäsche zu Weihnachten zu senden; nur aus Ungeduld sprach ich jetzt schon darüber —'

Wie gesagt, bin ich eine schöne Seele; aber ich bin auch eine empfindsame Seele. Darum schrieb ich auf einen lila Bogen: „Liebe Trudel, Du hättest allerdings recht getan, die Wäsche vorher zu senden. Gebrauchte Sachen zu Weihnachten muten wie Geschenke für arme Leute an."

Daraufhin Schweigen.

Mein Kindel gedieh prächtig, und zu Weihnachten schenkte mir Richard zwei Dutzend Windeln und zwei Dutzend Hemdchen — als Strafe!

Zu Neujahr kamen die üblichen Glückwünsche. Und von meiner Trudel ein lieber, langer Brief. Natürlich wurde das Wäschethema wieder angeschnitten. Und mit schöner Offenheit gestand sie mir: ‚Ich habe Dir nicht mehr geschrieben, weil ich erst meinen Ärger über Deine Antwort los sein wollte. Die Wäsche ist jetzt in einen Sack genäht, morgen geht sie ab.'

„Ein Schritt vorwärts," sagte ich triumphierend zu meinem Mann.

Er zwinkerte nur mit den Augen. „Warten wir's ab!"

Die Wäsche kam nicht. „Habe ich es nicht gleich gesagt," hörte ich von meiner größeren Ehehälfte. Für die bessere

halte ich mich nämlich. Trudel sandte mir aber im Laufe der Woche eine Karte: ‚Der Sack war zu schwer für ein Postpaket. Ich muß nun zwei Stücke machen, das ist aber furchtbar langweilig. Oder willst Du es als Frachtgut oder Eilgut haben? Gib mir umgehend Nachricht.‘

„Eilgut ist da nicht nötig. Habe ich bisher gewartet, kann ich auch noch ganz gut acht Tage länger warten,“ dachte ich und schrieb ihr so. Sie sollte einfach einem Spediteur eine Karte senden, daß er bei ihr den Sack abhole und als Fracht zu mir schicke.

Wieder vergingen vierzehn Tage, da meinte ich zu Richard: „In dieser Woche wird die Wäsche sicherlich da sein.“ Anstatt dessen aber kam ein blauer Brief von Trudel: ‚Der Spediteur schickte einen Mann, der nahm den Sack auf die Schulter und verschwand. Ich schloß die Türe hinter ihm zweimal ab. Am anderen Tage geschah auch noch nichts Sonderliches; aber als ich am Donnerstag vom Markt kam, stand der Mann grüßend vor mir: „Entschuldigen S’, aber so geht der Sack man nicht fort. Er muß in eine Kiste!“

Ich hatte Lust, dem Menschen ins Gesicht zu springen. „So,“ erwiderte ich eisig kalt, „dann bleibt der Sack halt hier. Ich habe keine Lust und auch keine Kiste im Haus.“

„Hm,“ meinte er da treuherzig, gerührt von meiner Not, und rieb sich sein Stoppelkinn. „Ich kann aber auf die Bahn gehen und den Sack einem Bekannten als Passagiergut mitgeben. Da geht er man sicher mit fort.“

Ich drückte ihm einen großen Nickel in die schwielige Hand, er versprach, alles gut zu besorgen, und ich ging am Nachmittag beruhigt ins Kränzchen.

Als ich wiederkam, sitzt in der Küche, friedlich mit der Minna plauschend, der Unglücksmann; zu Füßen — ich denke doch, mich trifft der Schlag — den Sack!

Kein Wort brachte ich heraus. Stumm nur zeigte ich auf den Pack.

„Nja!“ Er drehte die Mütze in den Fäusten hin und her. „Entschuldigen, Madam, aber ich wollte nur man sagen, sie haben's auf der Bahn nicht genommen. Weiß nich warum.“ Er sprach und zog sich dabei immer näher gegen die Türe zu. Mit einem süßen Blick auf die Köchin verschwand er eiligst.

Das war sein Glück. So bekam der Pack allein einen Fußtritt. „Schaffe mir das Ding aus den Augen!“ sagte ich zu Minna.

Am folgenden Morgen kam Frau Bredel mit ihrem Bruder (er ist noch unverheiratet und auf einige Zeit zu Besuch hier). Ich stürzte eilig nach dem Schrank, um den seidenen Schlafrock mit der Schleppe herauszunehmen. (Du kennst ihn ja und meintest auch, er stünde mir ausgezeichnet.) Der Schlafrock ist aber nicht 'rauszukriegen. Ich ziehe und zerre, und endlich, als ich ihn hatte, purzelt mir der Sack entgegen. Ja — — ich will lieber für heute den Brief schließen. Meine Verfassung kannst Du Dir ja vorstellen.‘

Ich schrieb meiner Freundin einen sehr gefühlvollen Brief, in dem ich sie aufrichtig bemitleidete, und gab ihr den Rat, von der Minna zwei Pakete machen zu lassen.

‚Ich hatte es vor,‘ erwiderte mir Trudel im nächsten Brief. ‚Aber sie ist zu begabt. Ich mußte ihr alles zeigen, und dann war doch alles verkehrt. Ich raffte mich aber auf, nahm alle meine Geduld zusammen und ordnete alles. Schrieb wunderschön zwei Begleitadressen, und meine heißen Segenswünsche begleiteten den Küchentrampel zur Post.

Dann legte ich mich aufs Sofa ein Stündchen schlafen, denn am Nachmittag war ich zum Kaffee zu Frau Bredel

eingeladen. Ihr Bruder ist noch nicht abgereist. Er gefiele mir ganz gut, wenn er nicht gar zu johanneshaft wäre. Ich finde die Männer langweilig, die immer alles tun, wie man es haben will. Ich träumte gerade ganz wundervoll, aber denke ja nicht von einem Johannes, da klopft es, und die roten Backen vor Freude blähend, zähnefletschend, kommt meine Donna herein, unter jedem Arm ein Paket.

Ich schloß krampfhaft die Augen. Nein, das konnte keine Wirklichkeit, das mußte ein Traum sein. Aber da flötete eine Stimme: „Gnäd'ge Frau, es jeht so nicht fort. Erschtens müssen die Adressen besser aufgepappt sein, und dann is der eine Packen zu schwer; gerade zweihundert Gramm is er zuviel."

„Raus!" Eine Handbewegung, — dann sank ich fassungslos wieder in die Ecke zurück.

Die Pakete polterten zur Erde. Ich sprang hoch und war mit zwei Schritten im Schlafzimmer. Nur nichts mehr von den verwünschten Dingern sehen, das war mein Gedanke, und so kleidete ich mich zum Kaffee an. Daß ich darum etwas früher zu Frau Bredel kam, das haben sie mir falsch ausgelegt. Ich finde es schrecklich, wenn die Menschen egal ans Heiraten denken. Ich denke ja nicht im geringsten an den Johannes; er ist wirklich zu sanft.'

Diesen Brief gab ich meinem Richard nicht zu lesen. Der kluge Leser wird sich schon denken können warum. Mein Mann setzt schon so immer seinen Kopf auf. Es ist oft recht schwer, ihn unterzukriegen. Liest er gar, meiner Freundin gefielen die nachgiebigen Männer nicht, wird er noch viel widerspenstiger.

Als Richard fragte: „Nun, wie steht es mit der Wäsche?" erwiderte ich gleichgültig, den Brief in die Tasche steckend: „Nächste Woche wird sie da sein."

Er pfiff nur leise zwischen den Zähnen und zündete sich eine Zigarette an. Er machte dabei ein so spöttisches Gesicht, daß ich ihn tadeln mußte. Doch an Trudel schrieb ich nichts mehr wegen der Wäsche, erzählte nur so nebenher, daß unser Mädel schon stehen könne und immer weniger Windeln brauche. „Ich habe sie schon gewöhnt!" schrieb ich voll Stolz.

Trudel schwieg eine Weile, und ich hatte sie im Verdacht, daß sie sich doch noch einmal den Johannes angeguckt habe. Warum auch nicht? Tanzte doch die wilde Salome sogar den berüchtigten Schleiertanz, um Johannes zu kriegen.

Endlich kam wieder ein blauer Brief. Als ich ihn in der Hand hielt, bekam ich unwillkürlich Herzklopfen, denn die Wäsche war noch nicht gekommen.

„Nun?" fragte Richard, mein Zögern sehend. „Warum liest du ihn denn nicht. Sind wohl Geheimnisse drin?"

„I wo," lachte ich gezwungen auf und öffnete ihn.

‚— um die Fortsetzung nicht zu vergessen, teile ich Dir mit, daß ich drei Pakete gemacht habe. Das Mädchen sollte sie heute morgen zur Post bringen. Da stürzte sie von der Leiter beim Fensterputzen — ich habe ihr ja immer gepredigt: stelle ja die Leiter fest; aber die Mädels wissen ja heutzutage alles besser — nun ist sie im Krankenhaus.

Heute nachmittag gehe ich zum Kaffee zu Frau Bredel. (Ihr Bruder ist nun abgereist. Mir sehr angenehm. Er war wirklich ein langweiliger Peter.) Ich werde einen Wagen nehmen und die Pakete persönlich auf der Post abgeben. Und wenn der Beamte ein Wörtchen auszusetzen hat, dann lasse ich sie einfach liegen; ich habe es nun satt! Du mußt aber die Wäsche erst mal bleichen, sie ist durch das Lagern gelb geworden. Ich als zehnjährige Witwe konnte es doch nicht bei mir im Garten tun. Du weißt ja, wie die Menschen immer gleich schlecht reden. Überhaupt, ich

fände es viel schöner, wenn die Kinder zweijährig auf die Welt kämen —'

„Ich auch," meinte mein Mann.

„Wie?" rief ich empört. „Du als Vater sprichst so! Du hast kein Herz für dein Kind!"

„Beruhige dich, Liebe! Aber weißt du, die Schreierei und die — Windeln —"

„Bitte, es ist schon längst gewöhnt —"

„Na ja," lenkte er schnell ein. „Die Geheimnisse der Kinderstube sind jedenfalls nicht verlockend."

„Die Hauptsache bleibt: Trudel schickt jetzt die Wäsche!"

Und sie kam! Schon in derselben Woche.

Und sie kam auch im richtigsten Augenblick.

Mein Mann döste mit der Zeitung in der Hand in der Sofaecke und ich wiegte meine schöne Seele im Schaukelstuhl. Die ersten Märzveilchen standen am Fenster. Alles war still und friedlich. Da meldete das Mädchen die Post.

Richard fuhr schlaftrunken hoch. „Der Geldbriefträger — soll nur 'reinkommen."

„Aber, lieber Richard, du bist wirklich zu prosaisch; denkst stets an Geld! Ich nie!" versicherte ich.

Das Mädchen kam mit drei Paketen in brauner Sackleinwand.

„Also doch!" rief erstaunt mein Mann.

„Hattest du Zweifel?" fragte ich kalt und ergriff sofort die Schere, um die Leinwand aufzuschneiden.

Richard stand neben mir; die Hände in die Taschen vergrabend, schaute er zu. Plötzlich lachte er schallend auf. „Na ja — Frauenarbeit!"

Er sagte es so von oben herab, als wollte er sagen: da sieht man mal wieder, Frauen bringen ohne uns Männer nichts Richtiges fertig!

Ich ärgerte mich im geheimen, um so mehr, da ich mein

Erröten fühlte über Trudels Machwerk. Sie hatte nämlich die Sackleinwand nicht mit Bindfaden genäht, sondern mit Seide! Ich hatte viel zu trennen. Es waren kleine Stiche. Einmal mit roter Seide, dann mit grüner, schließlich kam blaue, dann gelbe. Endlich war auch das überstanden. Ich packte die Wäsche aus. Drei Dutzend Windeln! Für mich nun unbrauchbar. Zwei Dutzend Erstlingshemdchen — unbrauchbar, weil viel zu klein. Ebenso die sechs entzückenden wollenen Jäckchen, Häubchen, Strümpfchen, alles zu klein.

Während wir so am Auspacken waren, kam ein Freund meines Mannes. „Ich wollte nur Lebewohl sagen. Habe den Auftrag, in Möllberg das Rathaus zu bauen."

„In Möllberg? Da wohnt ja meine Freundin, sehen Sie, soeben kommt die Kinderwäsche von ihr."

„Ki—ner—wä—sche—!" Der Architekt rückte mit etwas ängstlich großen Augen ein wenig fort vom Tisch.

„Du als hartgesottener Junggeselle hast natürlich keinen Dunst von der Wichtigkeit dieses Artikels."

„Gott—lob!" er hob beschwörend beide Hände. „Ich überlasse es anderen. Aber ich gehe nicht gern nach Möllberg. Habe keine bekannte Menschenseele dort," beklagte er sich.

„Gehen Sie zu meiner Freundin. Sie können ihr meinen Dank aussprechen. Sie ist Witwe, aber ich sage Ihnen gleich, Trudel denkt nicht ans Heiraten."

„Sehr verständig. Ganz mein Fall," erwiderte er und schrieb sich die Adresse ins Notizbuch.

Vier Wochen später war ich dabei, die Kinderwäsche in den Schrank zu packen. Ich hatte einen herrlichen Sonnentag zum Bleichen benützt. Blütenweiß, mit rosa Bändchen versehen lagen die Bündel um mich, als mein Mann eintrat. „Die Mühe kannst du dir sparen," sagte er, als er meine Tätigkeit sah.

„Warum denn?"

„Der Architekt hat sich verlobt."

„Was geht er mich an! Und ich gönne es ihm von Herzen," sagte ich schadenfroh, ein Bündel Wäsche zur Hand nehmend.

„Weißt du mit wem?" Die Augen meines Mannes blitzten im Übermut.

„Mir höchst gleichgültig," erwiderte ich ärgerlich.

„Mit deiner Freundin — mit Trudel!"

„Wa—as!" Ich sprang hoch, alle Windeln fielen mir aus dem Arm. „Mach doch keine Witze!"

„Da lies den Brief. Er ist überglücklich, ein so weiches, hingebendes Weib gefunden zu haben —"

Ich erwiderte nichts, aber ich packte noch am gleichen Tage unseren Glückwunsch an Trudel zusammen mit der lieben kleinen Wäsche in die aufgehobene Sackleinwand.

Der Weltkrieg

Zwölftes Kapitel

Mit 10 Bildern (Nachdruck verboten)

Nach dem Fall von Przemysl suchte die russische Heeresleitung ihre beträchtlich geschwächten Truppenkörper zu sammeln und in fortwährenden Nachtangriffen gegen die Armee Mackensen vorzuführen. Ein Erfolg wurde dem Feind an keinem Punkt beschieden.

Dagegen waren seine blutigen Verluste außerordentlich schwer und die Truppe nach dem Mißlingen der ersten Angriffe nur noch schwer vorwärts zu bringen. Die russischen Offiziere blieben infolgedessen hinter der Front zurück und suchten durch Drohungen mit der Waffe die zögernd Vorgehenden in den Kampf zu treiben. Eine Offensive bei Tage wagte man aus Furcht vor der deutschen Artillerie überhaupt nicht mehr. Nur noch vom Nachtgefecht versprach man sich Erfolg, weil bei dieser Kampfesweise allein die zahlenmäßige Überlegenheit zum Ausdruck kommen konnte. Die undisziplinierten, nur wenige Wochen ausgebildeten Ersatzmannschaften versagten aber bei den nächtlichen Kämpfen in dem waldigen Gelände. Die Zahl der Überläufer mehrte sich von Nacht zu Nacht. Dazu fehlte es russischerseits an Offizieren, um die schwierige Führung der Truppe im Nachtgefecht zu ermöglichen.

So mißlang das Unternehmen. Ganze Divisionen mußten in den letzten Tagen zurückgenommen werden, weil ihre Zuverlässigkeit stark erschüttert war. Die Verluste waren so schwer gewesen, daß die Gefechtstärke einzelner Divisionen nicht viel mehr als 3000 Bajonette betrug, statt einer gewöhnlichen Kriegstärke von 16000 Mann.

Nach der Abweisung dieser Angriffe konnte der linke

Flügel der Armee Mackensen von neuem zur Offensive übergehen.

Der Feind hatte sich vor der deutschen Armee und vor den beiden an diese anschließenden österreichisch-ungarischen Armeen in starken Stellungen eingebaut,



Abladen von schwerer Munition in Galizien.

die durchbrochen werden mußten, bevor die Offensive der Verbündeten in Richtung Lemberg vorwärtsgetragen werden konnte. Zunächst schritten unter dem Befehl des Generalobersten v. Mackensen der linke Flügel der deutschen Armee und der daran anschließende rechte Flügel der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand zum Angriff über Lubaczowka und San hinweg.

Der Feind hatte sich jenseits der Lubaczowka auf

gewohnte Weise in mehreren Schützengrabenreihen eingerichtet. Die deutsche Infanterie nahm den Lubaczowkabach, vertrieb den Feind aus seiner ersten, bald darauf auch aus seiner zweiten Stellung und ging dann gegen den Kolowkawald vor, während links davon deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die Höhen von Sieniawa in Besitz nahmen. Aus dem Kolowkawalde mit großer Übermacht herausbrechend, schritten die Russen zum abendlichen Gegenangriffe. Obwohl sie diesen durch heftiges Artillerie- und Minenwerferfeuer unterstützten und von drei Seiten zu gleicher Zeit anstürmten, wurden ihre sämtlichen Angriffe abgeschlagen und der Feind in den Wald zurückgeworfen, wohin alsdann die Deutschen folgten. In dem ausgedehnten Forste kam es in den nächsten Tagen zu schwierigen Waldkämpfen. Den vordringenden Kompanien traten überall kleine russische Trupps entgegen, die sich im Walde geschickt eingenistet hatten. Auf Bäumen und hinter Astverhauen saßen russische Schützen; auch Maschinengewehre waren verschiedentlich im Walde aufgestellt. Mitten im Forste hatte der Feind Schanzen angelegt, die von Drahthindernissen umgeben und durch Schützengräben untereinander verbunden waren. Der Angriff gegen diese Stellungen war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Im engsten Anschluß an österreichisch-ungarische Truppen, die gleichfalls in den Wald eingedrungen waren, gelang es, den Angriff vorwärts zu tragen. Nachdem die feindliche Waldstellung durch Mörser- und Minenwerferfeuer an einer Stelle erschüttert und sturmreif gemacht war, wurde sie durchbrochen und nach Ost und Nord aufgerollt. Der Feind trat nunmehr den Rückzug aus dem Walde an.

Inzwischen waren die übrigen Teile der Armee des Ge-

neraloberſten Mackenſen nicht müßig geblieben. Nachdem der linke Flügel der deutſchen Armee die Offenſive eröffnet hatte, traten rechter Flügel und Mitte ebenfalls zum



Phot. Hofphotograph Berger, Potsdam

Der Kaiſer im Hauptquartier des Generaloberſten v. Mackenſen.

Angriff an. Es handelte ſich durchweg um einen Angriff gegen ſtark befeſtigte ruſſiſche Stellungen. Dieſer begann nach entſprechender Artillerievorbereitung. Auf dem rechten Flügel leiſteten die Ruſſen in den an der

Wißnia gelegenen Ortschaften zähen Widerstand, der durch den deutschen Angriff gebrochen wurde.

Auch die österreichisch-ungarischen Truppen des Generals v. Arz schritten durch die östlich anschließende Waldzone vor. Preußische Garderegimenter fanden in dem Häusergewirr südlich des Szklo in der Umgebung von Mlyny anfänglich heftige Gegenwehr. Als aber der Feind von hier vertrieben und auch Tuchla im Verein mit Nachbartruppen genommen war, drangen Gardetruppen in einem Zuge bis auf die Höhen westlich von Wielkie Oczy vor. Die nördlich davon fechtenden Truppen durchbrachen gleichfalls die vorderen feindlichen Linien. Das Ergebnis des Tages war, daß die sehr starken feindlichen Stellungen auf einer Breite von 50 Kilometern durchbrochen wurden, und daß ein Raumgewinn von 3 bis 9 Kilometern nach Osten erzielt war.

Aber schon standen die Truppen vor einer weiteren wohlausgebauten russischen Stellung, in der der Feind am nächsten Tage erneuten Widerstand leistete. Auch diese Stellung, in der die Russen mit nicht weniger als 19 Divisionen den Vorstoß aufzuhalten suchten, wurde durchbrochen, worauf der Feind in der Nacht den Rückzug in die sogenannte Grodekstellung antrat.

Nur in der Gegend von Oleszyce leistete der Gegner noch nachhaltigen Widerstand. Diese Stadt wurde indessen von den Truppen des Generals v. Emmich erstürmt.

Vor der eigentlichen Grodekstellung hatten sich die Russen an der Wereszyca festgesetzt. Die Wereszyca ist ein kleines Flüßchen, das in dem bergigen Gelände von Magierow entspringt und im südlichen Lauf dem Dnjestr zuströmt. So unbedeutend das Flüßchen an

sich ist, so bildet es doch durch die Breite seines Tales und durch die darin gelegenen zehn größeren Seen einen zur Verteidigung besonders geeigneten Abschnitt. Was



Der Markt von Tarnow in Galizien.

an natürlicher Stärke der Stellung noch fehlte, das wurde durch die Kunst ersetzt. Diese entfalteten die Russen aber vor allem in der bei Janow nordwärts an die Wereszyca anschließenden eigentlichen Grodek-stellung, die sich in einer Länge von über 70 Kilometern

in nordwestlicher Richtung bis in die Gegend von Narol Miasto erstreckte. Tausende von Schanzarbeitern hatten hier monatelang gearbeitet, um eine vortreffliche Stellung zu schaffen. Hier hatten die umfangreichsten Ausholzungen stattgefunden, Dutzende von Infanteriewerken, Hunderte von Kilometern Schützen-, Deckungs- und Verbindungsgräben waren ausgehoben worden. Das waldige Bergland war völlig umgestaltet worden. Schließlich zogen sich mächtige Drahtnetze vor der gesamten Wereszyca- und Grodekstellung hin. In ihrer Gesamtlage bildete diese Stellung das letzte große Bollwerk, durch das die Russen den siegreichen Gegner aufhalten und sein Vordringen auf Lemberg zum Stehen bringen wollten.

Das russische Heer erwies sich jedoch außerstande, diesen Absichten seiner Führer zu entsprechen. Einem Gardekavallerieregiment mit beigegebenen Geschützen und Maschinengewehren gelang es, eine auf der Straße Jaworow—Niemirow im nördlichen Abmarsche in die Grodekstellung begriffene russische Infanteriebrigade überraschend anzufallen und sie in die Wälder zu zersprengen. Am Abend wurde die Stadt Niemirow erstürmt.

Währenddem waren die Armeen des Generalobersten v. Mackensen vor den feindlichen Stellungen aufmarschiert; alsbald setzten sie zum Sturme an, am frühen Morgen wurde gegen die Grodekstellung, am Abend gegen die Wereszycalinie zum entscheidenden Angriff vorgegangen. Sehr bald wurden die feindlichen Stellungen auf den Höhen beiderseits des Sosninawaldes genommen und vier feindliche Geschütze erbeutet. Die russischen Stellungen auf dem Horoszykoberg, der zu einer wahren Festung ausgebaut worden war, wurden

gestürmt. Den Hauptangriff führten preußische Garderegimenter. Vor ihnen lag westlich Magierow die vom Feinde besetzte Höhe 350. Schon von weitem erscheint sie, die das Vorgelände um 50 Meter überhöht, als



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Schießübungen der Maschinengewehrabteilung hinter der Front.

Schlüsselpunkt der ganzen Stellung. Zwei Reihen übereinander angelegte Schützengräben mit starken Eindeckungen, Drahthindernissen und Astverhauen vor der Front bildeten die Befestigungsanlagen. Bei Tagesanbruch begann der Artilleriekampf. Er führte schon frühmorgens zur völligen Ausschaltung der russischen Artillerie, die sich wie immer in den letzten Tagen zurück-

hielt und sich nur vorsichtig und unter sparsamem Munitionsverbrauch am Kampfe beteiligte. Schon nach einer Stunde konnte die feindliche Stellung für sturmreif gehalten und der Sturm befohlen werden. Die Besatzung der Höhe nahm zwar noch das Feuer gegen die Stürmenden auf, ohne ihnen jedoch nennenswerte Verluste beizufügen. Die deutsche schwere Artillerie hatte ihre Schuldigkeit getan und den Feind so zerrüttet, daß dieser zwar anfänglich noch schoß, es dann aber vor dem Einbruche vorzog, das Weite zu suchen.

Inzwischen richtete sich der Angriff auch gegen die Nachbarabschnitte. Bald sahen sich die Russen gezwungen, auch ihre sehr starke, nördlich der Straße nach Magierow mit Front nach Süden verlaufende Stellung kampflos zu räumen. Da es gelang, mit dem fliehenden Gegner auch in Magierow einzudringen und nördlich der Stadt nach Osten vorzustoßen, so wurde auch die Stellung bei Bialo Piaskowa unhaltbar. Die Russen fluteten zurück und versuchten erst bei Lawrykow wieder festen Fuß zu fassen. Am späten Abend nahm ein Garderegiment noch den Bahnhof von Dobrocin ein, auf dem die Russen noch kurze Zeit zuvor Truppen verladen hatten, und gewann damit die Straße Lemberg—Rawa-Ruska. Die Nachbarkorps standen am Abend etwa auf gleicher Höhe mit den Garderegimentern. Wiederum war ein Durchbruch auf einer rund 25 Kilometer breiten Front geglückt. Das Schicksal Lembergs wurde hier und an der Wereszyca entschieden.

Diese Linie wurde in den ersten Morgenstunden erstürmt. Ein deutsches Korps nahm die ganze feindliche Stellung von Stawki bis Folwerk Bulawa. Seit den Morgenstunden war der Feind, der stellenweise schon in der Nacht abgezogen war, vor der ganzen

Front in vollem Rückzuge nach Osten. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen. Am Abend dieses Tages



Phot. Rud. Balogh.

Eine von den Russen gesprengte und durch österreichisch-ungarische Eisenbahnkompanien wiederhergestellte Eisenbahnbrücke.

standen österreichisch-ungarische Truppen bereits dicht vor den Befestigungen von Lemberg.

Anfang September 1914 waren die Russen in Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, die eine Einwohnerzahl von 250 000 Menschen aufweist, eingezogen. Sie

fühlten sich während ihrer dortigen Herrschaft in der schönen Stadt, der sogleich ihr polnischer Name Lwow zurückgegeben wurde, außerordentlich wohl, und gingen alsbald daran, Lemberg zu einer großen Festung auszubauen. Die von den Österreichern erbauten Verteidigungsanlagen von Lemberg wurden russischerseits verstärkt und erweitert, besonders auf der Süd- und Südwestfront. Die bestehenden Bahnhofsanlagen wurden erweitert und eine Reihe von Feld- und Vollbahnen im Bereiche der Festung gestreckt. Um aber selbst für den Fall, daß die Grodekstellung durchbrochen und aufgegeben werden mußte, die Behauptung der Festung Lemberg zu gewährleisten, wurde gleichlaufend zur Grodekstellung und angelehnt an die Nordfront der Festung eine stark befestigte Anschlußstellung gebaut, die sich auf den Höhen westlich der Bahn Lemberg—Rawa-Ruska bis gegen Dobrocin hinzog. Nachdem die Armeen des Generaloberſten v. Mackensen die Grodek- und Wereszycastellung durchbrochen hatten, stießen deutsche Divisionen und die daran anschließenden Truppen der Verbündeten auf die genannte Anschlußstellung.

Die Mitte der Armee Böhm-Ermolli näherte sich gleichzeitig der Westfront von Lemberg. Die Masse dieser Armee griff den feindlichen Teil an, der sich in südlicher Anlehnung an die Festung hinter dem Szczerzek- und Stawczankabach gesetzt und zu erneutem Widerstande eingerichtet hatte. Es gelang, diese Stellung an verschiedenen Stellen zu durchbrechen und die Angriffstruppen gegen die Befestigungen der Westfront von Lemberg näher heranzuschieben. Deutsche Verbände unter Führung des Generals v. d. Marwitz erstürmten am gleichen Tage die wichtigsten Punkte der von den Russen zäh verteidigten Anschlußstellung, zwangen

dadurch den Feind, diese Stellung ihrer ganzen Ausdehnung nach zu räumen und öffneten nunmehr den benachbarten österreichisch-ungarischen Truppen die Bahn zu den Befestigungen der Nordwestfront der Festung.



Phot. Frankl, Berlin-Friedenau.

Verteilung von Ehrenzeichen an österreichisch-ungarische Soldaten durch Erzherzog Karl Franz Ferdinand.

Am nächsten Tag konnten somit die Werke der Nordwest- und Westfront von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen werden. Schon um fünf Uhr morgens fiel das Werk Rzesna, bald darauf Sknilow und gegen elf Uhr auch die Lysa Gora. Dieses Werk

wurde vom k. u. k. Infanterieregiment 34 Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, erobert. In Werk Rzesna wurden neben Geschützlafetten und Maschinengewehren allein 400 Gefangene gemacht, die nicht weniger als 18 verschiedenen russischen Divisionen angehörten. Im Werke fand man neben Massen von Waffen und Munition auch eine große Menge ungeöffneter Holzkisten mit Stahlblenden.

Welch ein Freudenrausch die Bewohnerschaft Lembergs nach der Befreiung von dem russischen Joch ergriff, davon gibt der bekannte Romanschriftsteller Ludwig Ganghofer, der noch vor dem Einzug der siegreichen Truppen mit einer österreichischen Dragonerordonnanz in die Stadt einritt, folgende packende Schilderung:

„Halb zwölf Uhr ist es. Um elf Uhr waren noch die Russen in der Stadt. Und während ich einreite in die breite Straße eines Vorortes, fallen noch zwei feindliche Granaten als Abschiedsgrüße der Auskneifenden zwischen die Häuserzeilen.

Schon in der Vorstadtstraße beginnen die Menschen sich zu sammeln und strömen scharenweise herbei aus allen Seitengassen. Sie winken mit den Händen, winken mit Hüten und Tüchern, bringen Blumen und jubeln mir mit gellenden Stimmen entgegen. Warum denn mir? Ich bin ein Waffenloser ohne Verdienst... Erschrocken will ich umkehren, will mich diesem Jubel entziehen, doch die Gäule lassen sich nimmer wenden, wir beide sind eingekeilt zwischen tausend, zweitausend, dreitausend Menschen. Wohin ich schaue, wird es ein undurchdringliches Gewoge von Köpfen und aufgestreckten Händen, von Hüten und Tüchern, von Blumen in allen Farben. Unsere Gäule beginnen verdrießlich zu werden,

und um sie bei guter Laune zu erhalten, müssen wir sie gehen lassen, wie der Strom der schreienden Menschen uns drängt, immer in die kleine Lücke hinein, die man vor dem Kopf eines Pferdes offen läßt. Jetzt merke ich auch, warum die Tausende mir so entgegenjubeln. Weil ein österreichischer Dragoner mich begleitet, weil ich auf einem Militärgaul sitze, weil ich feldgrau gekleidet bin und eine feldgraue Kappe vom Schnitt der deutschen Offiziersmützen trage, halten die Lemberger mich für einen deutschen Soldaten unbekannter Waffengattung, sehen in uns zweien ein reitendes Symbol unserer beiden treuverbündeten Reiche, und drum schreien und jubeln die Tausende immer die gleichen Worte: „Hoch Österreich-Ungarn! Hoch Deutschland! Hoch Kaiser Franz Joseph! Hoch Kaiser Wilhelm!"

In dicken Scharen drängen sie gegen uns her, haschen nach unseren Händen, wollen uns etwas schenken, wollen uns laben und heben Getränke und eßbare Dinge zu uns herauf. Ich sehe Wasser und Milch und Wein, Kuchen, Würste und Zigaretten, Schinkenbrötchen und große Erdbeeren, Schokolade und Süßigkeiten, Biskuite und Knallbonbons, gebrannte Mandeln und gezuckerte Früchte. Hätt' ich von jedem Teller und aus jeder Schachtel, die man zu mir heraufreichte, nur ein winziges Bröselchen genommen, so hätt' ich mir eine unkurable Magenerweiterung zugezogen für alle restlichen Jahre meines alten Lebens. Ich sehe bejahrte Frauen und junge hübsche Mädchen, welche zu weinen beginnen, weil ich von ihren Gaben nicht nehmen will. Immer muß ich ablehnen, immer ablehnen. Nur der Blumen kann ich mich nicht erwehren. Fast erdrücken mich die duftenden Lasten schon, mein

bekränztes Pferd sieht aus wie ein Hochzeitsroß, immer geht ein blühender Regen über mich her, und um nach den neuen Sträußen greifen zu können, die man mir aufdrängt, muß ich die früher empfangenen fallen lassen. Und dann wird, was mich umgibt, zu einem verschwommenen Bild für mich; immer sind meine Augen umflort; immer bin ich wortlos unter dem herzerschütternden Eindruck, der mir aus diesem rauschenden, fast irrsinnig wachsenden Jubel entgegenspringt.

Was müssen diese Tausende von Menschen unter den Monaten der russischen Herrschaft gelitten haben, um in der Erlösungstunde eine Freude äußern zu können, die sich ansieht wie schreiender Wahnsinn!"

General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli war es, der mit seinen Truppen zuerst in Lemberg einrückte.

In Anerkennung ihrer hervorragenden Verdienste in diesem etwa sechs Wochen dauernden Kriegsabschnitt ernannte der Deutsche Kaiser den Generalobersten v. Mackensen und den Höchstkommandierenden des österreichisch-ungarischen Heeres, Erzherzog Friedrich, zu Generalfeldmarschällen.

Der hochbegabte Führer der 2. Armee, General Eduard v. Böhm-Ermolli, hat die größten Erfolge seiner Laufbahn in seinem 59. Lebensjahr errungen. Er ist zu Ancona im Jahre 1856 geboren. Seine militärische Vorbereitung erhielt er auf der Wiener-Neustädter Militärakademie, die er bis zum Jahre 1875 besuchte. Im Alter von neunzehn Jahren wurde er zum Leutnant ernannt und zum 4. österreichischen Dragonerregiment versetzt. Seitdem hat er sich auf dem Gebiete der Kavallerie hervorragende Verdienste erworben und gilt im österreichisch-ungarischen Heere als einer der besten



General v. Böhm-Ermolli.

Vertreter dieser Truppe, sowohl was den militärischen Dienst, als auch was die reitsportliche Betätigung anbelangt. Mit Ausnahme einer mehrfachen Dienstleistung beim Generalstab hat er fast seine ganze Laufbahn bei der

Kavallerie zurückgelegt. Nachdem er die Kriegschule besucht hatte und später ein Jahr zum Generalstab kommandiert worden war, wurde er im Jahre 1889 zum 13. Ulanenregiment versetzt. Als Major tat er wieder im Generalstab Dienst, um im Jahre 1896 im Alter von vierzig Jahren mit dem Kommando des 3. Ulanenregiments betraut zu werden. Ein Jahr später erhielt er seine Beförderung zum Obersten unter Belassung in der gleichen Stellung. Dieses Kommando behielt er fünf Jahre. Noch als Oberst erhielt er im Jahre 1901 das Kommando über die 16. Kavalleriebrigade in Preßburg. Zwei Jahre später, 1903, wurde er zum Generalmajor ernannt. Noch zwei Jahre war er der Führer der 16. Kavalleriebrigade. Schon im Jahre 1905 wurde er mit dem Kommando der Kavalleriedivision zu Krakau betraut. Nachdem er in dieser Stellung im Jahre 1907 zum Feldmarschalleutnant befördert worden war, erhielt er seine Ernennung zum Kommandeur der Infanterietruppendivision (12.) Krakau. Weitere zwei Jahre später wurde er zum Kommandeur des 1. Armeekorps ernannt. Ein Jahr später erhielt er den Rang eines Generals der Kavallerie.

Seit die russischen Streitkräfte über den San zurückgeworfen worden waren, bildete der Dnjestr in einer Länge von 250 Kilometern die stumpfwinklig angesetzte natürliche Schutzwehr ihrer linken Flanke. Diese Flanke wurde von der Armee des Generals v. Linsingen bedroht. Die deutsche Heeresabteilung erkämpfte sich zunächst den Übergang über den Strom bei Zurawno, wies dann auf dem linken Ufer alle Gegenangriffe der Russen ab, mußte aber am folgenden Tage vor sehr überlegenen feindlichen Kräften auf das andere Ufer wieder zurückweichen. Dort hatte sie in

der nächsten Zeit mannigfache Kämpfe mit den Feinden, die ihr gefolgt waren, zu bestehen. Erst nachdem die russische Front über Lemberg zurückgeworfen war, gelangte die Armee Linsingen in vollen Besitz der Stromübergänge oberhalb Halicz und drang nunmehr, rechtsschwenkend, in gleicher Höhe mit dem rechten Flügel der Armeen Mackensens auf dem linken Dnjestr-



Der Isonzo zwischen Görz und Monfalcone.

ufer ostwärts vor. Nachdem sie auch den Übergang bei Halicz erkämpft hatte, warf sie auf der ganzen Front Halicz—Firlejow den Feind über die Gnila-Lipa zurück. Weiter unterhalb von Halicz wurden die Russen bis an und über den Strom zurückgedrängt und der wichtige Übergang bei Zaliczczyki von der Armee des Generals Pflanzer-Baltin erobert.

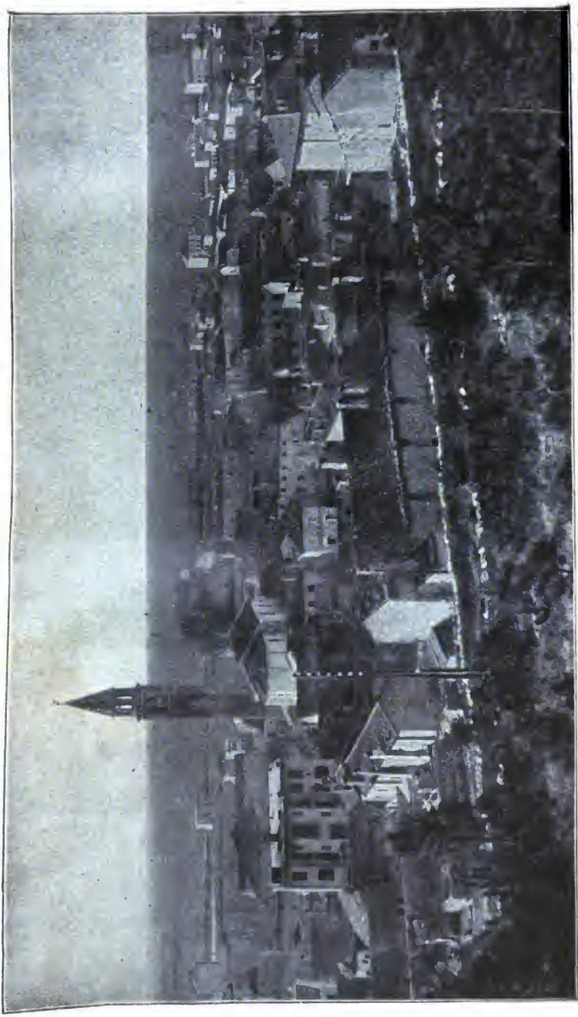
Auf dem linken Weichselufer, südlich der Pilica, zogen sich die Russen infolge der Ereignisse in Galizien vor der sie verfolgenden Armeeabteilung Woyrsch in

nordöstlicher Richtung zurück. — Nach dem Fall von Lemberg warf die Armee Mackensen unter beständigen Kämpfen die russische Nachhut nordöstlich von Lemberg weiter zurück und erreichte den Bugabschnitt, worauf der linke Flügel unter dem Befehl des Erzherzogs Joseph Ferdinand die Reichsgrenze überschritt. —

Während sich im Kärntner und Tiroler Grenzgebiet nur Geschützkämpfe abspielten, entwickelten die Italiener eine lebhafte Tätigkeit am Isonzo zwischen Görz und Monfalcone. Der Fluß umgreift hier in weitem Bogen die Ausläufer des Karstgebirges, von dem die Hochfläche von Doberdo am weitesten vorgeschoben ist. Sie beherrscht das ganze untere österreichische Isonzotal.

Kleinere fruchtlose Vorstöße richteten sich zuerst auf den Abschnitt Monfalcone—Sagrado. Dann aber setzte ein allgemeiner Angriff auf die Front vom Görzer Brückenkopf bis zum Meer ein. Die Italiener führten 150 000 Mann ihrer besten Truppen gegen die etwa 30 Kilometer lange Linie in den Kampf. Nach einer heftigen Artillerievorbereitung schritten die Regimenter zum Sturm. Aber ihre Angriffe zerschellten an den Stellungen des Gegners. Die Befestigungen, die die österreichisch-ungarischen Truppen einnahmen, waren zum Teil schon im Frieden geschaffen worden, zum Teil waren sie von Soldaten angelegt, die sich in der Befestigungskunst in den Karpathen treffliche Kenntnisse erworben hatten. Vollständig abgewiesen, fluteten die Italiener in die Ebene zurück. Ihre Verluste bei dieser in großem Maßstabe ausgeführten Kraftprobe waren ungeheuer, so daß die Hänge mit Leichen geradezu bedeckt waren. —

Nach langer Ruhepause hat sich auch Montenegro wieder gerührt, nachdem sein Generalstab zum Teil



Phot. Leipz. Presse-Büro, Leipzig.

Monfalcone.

umgeändert worden ist. Er setzt sich jetzt aus meist jüngeren Offizieren zusammen, die sich auf unserem Bild in nachstehender Weise von links nach rechts folgen: Oberst Lompar, Oberst Martinovelch, der Oberbefehlshaber Prinz Peter von Montenegro, Leutnant Rado-



Der montenegrinische Generalstab.

vitsch, Generalstabsoberst Jovitchevitch und Leutnant Ginkrovitch.

Unter dem Befehl des Generals Weskowitsch stießen die montenegrinischen Truppen auf Skutari, die Hauptstadt Albaniens, vor, die nach einem kurzen Widerstand, den einige Hundert Albanesen in einem Dorf vor der Stadt leisteten, genommen wurde. Die Einwohner lieferten gegen 20 000 Gewehre aus. Der Besitz Skutaris ist für die Montenegriner deshalb be-

sonders wertvoll, weil die fruchtbare Umgebung der Stadt eine Vorratskammer für Montenegro darstellt.

Ferner kam es zwischen den Montenegrinern und österreichisch-ungarischen Truppen bei Trebinje zum Kampf. Die österreichisch-ungarischen Truppen eroberten eine montenegrinische Vorstellung und trieben den Feind nach einem heftigen Gefecht auf die nächsten Höhen zurück. Nach starker Artillerievorbereitung ging am nächsten Tag eine montenegrinische Brigade zum Gegenangriff vor, erlitt aber so schwere Verluste, daß sie sich wieder auf die Hauptstellung zurückziehen mußte.

Der Burgunderdoktor

Humoreske von Lothar Brenkendorf

(Nachdruck verboten)

Der Rechtsanwalt Doktor Fritz Eckert zu Liebenwalde saß in seinem neueingerichteten Arbeitszimmer vor dem mächtigen Eichenschreibtisch und starrte in angestrengtem Nachdenken auf einen Bogen weißen Kanzleipapiers.

„Die Erste bist du, die ich jemals liebte,
Für dich allein schlägt dieses treue Herz —"

hatte er vor beiläufig einer halben Stunde in markigen Federzügen auf diesen Bogen geschrieben; dem Fortgang des Werkes aber schienen sich unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen.

„Betrübte — gesiebte — verübte — nippte," murmelte er in sich hinein. „Donnerwetter, hat die deutsche Sprache wirklich keinen einzigen vernünftigen Reim auf ‚liebte', oder bin ich nur zu einfältig, ihn zu finden? — Schwippte — gerippte — —"

Da schrillte die Glocke des Telephons in seine mühevolle Geistesarbeit hinein, und er nahm den Apparat von der Gabel.

„Hallo! — Hier Rechtsanwalt Doktor Eckert — wer dort?"

„Hier Lucy! — Guten Tag, Schatz!"

Über das Gesicht des Doktors breitete sich's wie heller Sonnenschein.

„Ich grüße dich tausendmal, mein süßes, geliebtes Mädchen! Wie glücklich bin ich, endlich wieder deine Stimme zu hören. Hast du mich noch lieb?"

„Was für eine dumme Frage! — Selbstverständlich!"

„Nein, gar nicht selbstverständlich! Seit du in

Berlin bist, komme ich aus der Angst nicht heraus, daß mich ein anderer bei dir aussticht."

„Bis jetzt ist mir leider noch keiner begegnet, der mir besser gefiele. Aber — hör mal! Ich habe dich hier von einer öffentlichen Fernsprechstelle aus angerufen, und wir haben also höchstens sechs Minuten für ein Doppelgespräch. Also nichts Überflüssiges — bitte! Du hast doch hoffentlich noch nicht geschrieben?"

„Nein! Das heißt: an wen sollte ich denn geschrieben haben?"

„An wen sonst als an meinen Onkel! Gott sei Dank! Das hätte vermutlich ein schönes Unglück gegeben."

„Ein Unglück? Wieso denn?"

„Vor einer Stunde bekam ich einen Brief von ihm. Er scheint sich wieder mal in netter Gemütsverfassung zu befinden."

„O weh! Leidet denn der Herr Ökonomierat öfter an solchen Zuständen?"

„Wenn ihm was gegen den Strich geht, kann er sehr ungemütlich werden, bei aller sonstigen Herzensgüte. Und diesmal muß es etwas ganz besonders Aufregendes gewesen sein. — Jawohl, Fräulein, ich spreche noch. — Es ist wohl am besten, wenn ich dir aus dem Briefe die Stelle vorlese, die uns beide angeht. Aber mach dich, bitte, auf etwas sehr Schlimmes gefaßt."

„Uns beide — sagst du, Schatz? Aber ich dachte, dein Onkel wüßte überhaupt noch gar nichts von meinem Vorhandensein."

„Weiß er auch vermutlich nicht. Aber du bist nichtsdestoweniger in seinen Zornesausbruch mit einbegriffen. — Ja, wo hab' ich denn den unglückseligen Brief? — Ach, hier! Bist du noch da, Fritz?"

„Ja, aber schon mehr tot als lebendig vor lauter Angst.“

„Mach nur keine schlechten Witze. Die Sache ist gar nicht spaßhaft. Er schreibt: ‚Zu alledem dieser Ärger, der mich ganz aus dem Häuschen bringt. Ich könnte mit den Fäusten dreinschlagen. Natürlich steckt wieder so ein Tropf von einem Advokaten dahinter.‘ — Du verstehst mich doch — ja?“

„Leider! Leider! ‚Tropf von einem Advokaten‘ schrieb er — nicht wahr?“

„Ja. Und weiter: ‚Das sag’ ich Dir, Mädel: Du kannst mir dermaleinst als Deinen Herzallerliebsten bringen, wen Du willst, vorausgesetzt, daß es ein anständiger Mensch ist. Aber wenn Du mir mit so einem Rechtsverdreher, so einer Geißel der Menschheit kommst —‘“

„Wie war das? Ich verstand ‚Geißel der Menschheit‘?“

„Heißt es auch. Aber du mußt nicht immer dazwischen reden. — Ja, Fräulein, wir sprechen noch. — Wo war ich denn? Ach so — hier. ‚Geißel der Menschheit kommst, dann kannst Du Gift darauf nehmen, daß ich mein irdisches Hab und Gut bis auf den letzten Pfennig wohltätigen Stiftungen vermache und Dich aus meinem Herzen verstoße.‘“

„Donnerwetter!“

„Was sagst du, Schatz?“

„Niederschmetternd — sagte ich. Ja, was fangen wir denn jetzt an?“

„Ich setze mich selbstverständlich morgen oder übermorgen auf die Bahn und fahre nach Pritzkow. Wenn da überhaupt etwas auszurichten ist, kann es nur durch meinen persönlichen Einfluß geschehen. Aber ich kann

dir nicht verheimlichen, daß ich wenig Hoffnung habe."

„Na, sei so gut, Mausi! Du sagst das so gleichgültig, als hättest du keine Ahnung davon, daß ich mich in derselben Stunde aufhängen würde, wo ich dich — — Wie meinen Sie, Fräulein? Die sechs Minuten sind gleich um? Da muß Ihre Uhr sehr falsch gehen. Wie sagen Sie? Ganz richtig? Nein, durchaus nicht. Das ist Beamtenwillkür. Ich werde mich über Sie beschweren. Jawohl, Sie können sich darauf verlassen. — Bist du noch da, Schatz? — Lucy! — Nur noch ein Wort! — Bombenelement! Jetzt hat dies mißgünstige Frauenzimmer richtig die Verbindung aufgehoben. — Lucy! — Lucy!"

Umsonst. Der Apparat blieb stumm. Doktor Eckert legte den Hörer auf das Gestell zurück und sank in seinen funkelnagelneuen Schreibsessel. Nach einem Reim auf „liebte" suchte er nicht mehr, denn jetzt wäre ihm doch sicherlich kein anderer mehr eingefallen als „betrübte". Und außerdem war ihm alle Lust zum Dichten vergangen. Das war ja eine nette Bescherung. Während der drei Wochen seit seiner Niederlassung in Liebenwalde hatte er schon mancherlei von den Sonderbarkeiten des Ökonomierats Nathusius auf Pritzkow gehört; aber von einem so wütenden Haß des alten Herrn auf die Rechtsanwälte hatte er sich nichts träumen lassen. Und er war allen Ernstes mit dem Gedanken umgegangen, in einem artigen Briefe seinen Besuch auf Pritzkow zum Zweck einer Bewerbung um Fräulein Lucy anzumelden. Die Vorzüge seiner Persönlichkeit und seine wohlgeordneten Vermögensverhältnisse ließen ein solches Unterfangen — wenigstens nach seiner eigenen Überzeugung — ja durchaus nicht als eine Toll-

kühnheit erscheinen, zumal er sich auf das vollste Einverständnis mit dem Gegenstand seiner Herzensneigung berufen konnte. Er hatte Fräulein Lucy Nathusius während eines der Besuche kennen gelernt, die sie in kurzen Zwischenräumen einer befreundeten Berliner Familie abzustatten pflegte, und einzig um seiner Liebe willen hatte er den mutigen Entschluß gefaßt, sich in dem kleinen Liebenwalde als Rechtsanwalt niederzulassen. Sie hatte ihm nämlich erzählt, daß ihr unverheirateter Onkel, der seit Jahren Vaterstelle an der früh Verwaisten vertrat, wohl nur ungern einwilligen würde, sie auf eine große Entfernung hin von sich zu lassen. Und da das Pritzkower Herrenhaus von Liebenwalde in kaum dreiviertelstündiger Wagenfahrt zu erreichen war, wurde somit durch diese Niederlassung ein vielleicht wesentliches Hindernis seines Glückes von vornherein aus dem Wege geräumt. An die Möglichkeit anderer Hindernisse hatte Fritz Eckert kaum gedacht. Die unzweideutige Sprache des von Lucy verlesenen Briefes traf ihn darum schwer. Da er aber trotz verzweifelten Nachdenkens im Augenblick nicht herausbringen konnte, was sich gegen diese Tücke des Schicksals unternehmen ließe, faßte er den Entschluß, seine Grübeleien lieber bei einer Flasche guten Weines fortzusetzen. Er zog sich an und öffnete die Tür zur Schreibstube, wo das durch einen jugendlichen „Bureauvorsteher" verkörperte Personal in ungestörtem Nachmittagsschlummer die Kanzleistunden hinter sich zu bringen bemüht war.

„Hannemann!" rief er laut, „wenn Sie ausgeschlafen haben, können Sie nach Hause gehen. Die Mandanten, die sich jetzt noch einfinden, werden wohl morgen wiederkommen."

Im Ratskeller saß er nun bei einer Flasche Rüdesheimer und zerbrach sich den Kopf über das rechte Mittel, einen galligen alten Herrn, den er noch nie mit Augen gesehen, von der Notwendigkeit und Nützlichkeit des Standes der Rechtsanwälte zu überzeugen. Selbstverständlich fiel es ihm auch jetzt nicht ein, als er zwei Herren eintreten sah, von denen ihm der eine der äußeren Erscheinung und dem Rufe nach recht wohl bekannt war. Es war sein Liebenwalder Kollege, der Rechtsanwalt Körner, von dem wohlwollende Gewährsleute erzählten, daß er wegen seines weiten Gewissens bei einem großen Teil der Liebenwalder Gesellschaft nicht eben in besonderem Ansehen stand. Seinen Begleiter, einen älteren schwarzbärtigen Herrn mit einem großen Diamanten in der Krawatte und unruhigen, zappligen Bewegungen, kannte er nicht, schätzte ihn aber auf einen wohlhabenden Geschäftsmann. Doktor Eckert hatte rasch nach einer Zeitung gegriffen, und so ging der Rechtsanwalt Körner an seiner Nische vorüber, ohne ihn zu erkennen. Aber die Herren ließen sich gleich in dem nächsten Abteil nieder. Das war ihm nicht sehr angenehm, zumal der Herr mit dem großen Brillanten offenbar zu jenen Leuten gehörte, die es lieben, sich am Wohlklang ihrer Stimme zu berauschen. Na, bis zum Ende der Flasche ließ sich die Nachbarschaft wohl ertragen. Selbstverständlich dachte er nicht daran, das Gespräch der Herren zu belauschen. Von dem, was der Rechtsanwalt sagte, drang auch kaum hie und da ein Wort an sein Ohr. Der andere aber sprach so laut, daß es auch beim besten Willen unmöglich gewesen wäre, ihn nicht zu hören. Er war vermutlich in aufgeräumter Stimmung, denn nachdem er sehr vernehmlich eine Flasche Sekt bestellt

hatte, sagte er im Tonfall höchster Vergnügtheit: „Die können wir uns heute abend schon leisten, Dokterchen — wie? Fünfzehntausend Emmchen fallen einem nich alle Tage vom Himmel. Wenn ich bloß in jedem Monat einmal so 'n Jeschäft machen könnte, würde ich wahrhaftig den janzen Holzhandel aufstecken."

„Aha — einer von Körners Mandanten!" dachte Fritz Eckert. „Und sie begießen einen gewonnenen Prozeß."

Aber über das Irrtümliche dieser letzteren Vermutung wurde er alsbald durch eine weitere Äußerung des stimmgewaltigen Herrn in der Nachbarnische aufgeklärt.

„Ihr schneidiges Vorjehen? Na ja, das stimmt schon. Ich selber hätte den Mut vielleicht nich aufjebracht, weil ich den Mann nich so kenne wie Sie. Aber allzuviel Arbeit haben Sie auch nich von der Sache jehabt, das müssen Sie doch zujeben. Ein paar kurze und bündije Briefe — weiter nischt! Daß das Männeken so leicht uf den Leim krabbeln würde, hätt' ich mir wirklich nich träumen lassen."

Der Kellner hatte den Sekt gebracht, und Fritz Eckert hörte die Gläser zusammenklingen.

„Prost, Doktorchen! Darauf, daß ich Sie in meinem Bekanntenkreise empfehle, können Sie sich heilig verlassen. Schade, daß Sie in so 'nem Nest sitzen. Sie wären was für Berlin. Wie Sie den ollen Krautpflanzer hochjenommen haben, is ja eijentlich jroßartig. Ich hatte 'ne Todesangst, daß mich die Jeschichte sechstausend Mark Konventionalstrafe kosten würde. Und jetzt krieg' ich für nischt und wieder nischt meine fünfzehntausend bar auf den Tisch. — Denn er wird doch wohl nich im letzten Augenblick zurückzuppen — wie?"

Die für den unfreiwilligen Horcher nicht verständliche Antwort mußte wohl vollkommen beruhigend ausgefallen sein. Denn der fröhliche Herr ließ sich nach einem behaglichen Auflachen weiter vernehmen: „Ja, der Mann hat, wie's scheint, 'n poetisches Jemüt. Na, nu kann er ja jetrost weiter singen: ‚Wer hat dich, du schöner Wald —‘. Ich will 'n nich haben — ich jewiß nich. Sehen Sie, Doktorchen — vor acht Monaten, als ich den Vertrag mit seinem Generalbevollmächtigten abschloß, sah es ja aus wie ein famoses Jeschäft. Damals ahnte eben noch kein Mensch was von der miserablen Konjunktur, in die wir inzwischen hineinjeraten sind. Jetzt die vereinbarten sechzigtausend Emm für das Stück Wald zahlen, hieße schlankweg zwanzigtausend verlieren, und die Kosten fürs Abholzen und den Transport obendrein. Sie wissen ja, Doktor, wie bejossen ich war, als ich wejen dieser Sache zu Ihnen kam. Es sollte nur ein verzweifelter Versuch sein, etwas von den sechstausend Mark zu retten, die ich beim Rücktritt von dem Vertrage als Konventionalstrafe zahlen mußte. Natürlich hatte ich keine Hoffnung, daß der Mann sich was 'runterhandeln lassen würde. Warum sollte er denn auch? Bar Jeld lacht — und jeschrieben is jeschrieben. Aber da kamen Sie mit Ihrem famosen Einfall, daß man den Spieß vielleicht einfach umdrehen könnte. Es muß jeradezu eine Eingebung vom Himmel jewesen sein, Dokterchen! Prost! Wir trinken doch noch eine — wie?"

Der Sekt schien seine zungenlösende Wirkung auch auf den Rechtsanwalt Körner nicht zu verfehlen, denn zum ersten Male sah sich Doktor Eckert gezwungen, auch seine Erwiderung anzuhören.

„Prosit, lieber Herr Mayerhofer! Aber man braucht

keine Eingebungen von oben, wenn man die Augen offen hält und sich etwas Menschenkenntnis erworben hat. Ich wußte, daß der Mann bei früherer Gelegenheit erklärt hatte, daß er um keinen Preis auch nur einen Quadratmeter von seinem Forst weggeben würde, und es war mir bekannt geworden, daß er während der letzten Monate wiederholt erhebliche Opfer gebracht hat, um die von seinem damaligen Generalbevollmächtigten ohne seine Einwilligung getroffenen Abmachungen rückgängig zu machen. Darauf gründete ich meine Hoffnung. Und wie Sie sehen, hat sie mich ja auch nicht getäuscht."

Doktor Eckert hatte die Empfindung, daß er nicht länger bleiben dürfe. Er wünschte durchaus nicht, auf solche Art Einblick in die Geheimnisse von Körners Berufsauffassung zu gewinnen. Zudem ging ihm die laute Stimme des anderen nachgerade auf die Nerven. Er winkte also den Kellner heran, beglich seine Rechnung und ging.

Als er sich seiner Wohnung näherte, sah er, daß ein Automobil vor dem Hause hielt. Auf dem Vorplatz fand er die alte Haushälterin im Gespräch mit dem Fahrer.

„Da ist ja der Herr Doktor," sagte sie. „Nun können Sie's ihm selber ausrichten."

Der junge Mensch, der ein bißchen einfältig aussah, machte seinen Kratzfuß. „Gehorsamer Diener, Herr Doktor! Eine schöne Empfehlung vom Herrn Ökonomierat, und der Herr Doktor möchten doch gleich mitkommen."

„Gleich mitkommen? Ja, wohin denn? Und was für ein Ökonomierat ist es, der Sie mit dieser Bestellung zu mir geschickt hat?"

„Der Herr Ökonomierat Nathusius auf Pritzkow."

Wie ein elektrischer Schlag fuhr es dem Doktor durch die Glieder. Der alte Herr mußte also Wind bekommen haben von seinen Beziehungen zu Fräulein Lucy, und er hatte es allem Anschein nach sehr eilig, Aufklärung von ihm zu erhalten.

„Um was es sich handelt, wissen Sie vermutlich nicht?"

Der Fahrer schüttelte den Kopf. „Davon hat mir das Hausfräulein nichts gesagt. Ich weiß bloß, daß der Herr Ökonomierat krank ist. Der Herr Sanitätsrat Brümmer war eine ganze Stunde bei ihm, und er hat zu dem Hausfräulein geäußert, es wäre recht ernst."

Wenn Doktor Eckert anfänglich noch einen leisen Zweifel gehabt hatte, ob es mit seiner Manneswürde vereinbar sei, einer so glatten Aufforderung Folge zu leisten, machte diese Mitteilung seiner Unentschlossenheit natürlich rasch ein Ende. Lucys Onkel war vielleicht schwer krank und fühlte deshalb das Verlangen, Klarheit über die Zukunft seiner Nichte zu schaffen. Solchem Wunsche gegenüber mußten alle kleinlichen Bedenklichkeiten verstummen.

Zehn Minuten später saß Doktor Eckert in den Lederpolstern des Autos, das ihn über das holperige Liebenwalder Pflaster auf die Landstraße gen Pritzkow hinaustrug. So recht behaglich fühlte er sich ja eigentlich nicht, und ohne die befeuernde Wirkung des Rüdesheimers wäre ihm vielleicht sogar ziemlich elend zumute gewesen. Einen Mann, der die Rechtsanwälte in Bausch und Bogen als Tröpfe und Geißeln der Menschheit verurteilte, um die Hand eines seiner vormundschaftlichen Gewalt unterstellten weiblichen Wesens zu bitten, war doch am Ende keine Kleinigkeit. Und auf einen ausnehmend freundschaftlichen Empfang durfte er sich ja wohl kaum Hoffnung machen.

In der mit vieler Jagdbeute geschmückten Diele des stattlichen Herrenhauses hieß ihn eine ältliche Dame, vermutlich das Hausfräulein, mit einer gewissen zurückhaltenden Würde willkommen.

„Es war sehr freundlich, Herr Doktor, daß Sie dem Rufe sogleich Folge geleistet haben," sagte sie. „Der Herr Ökonomierat hat sich schon wiederholt erkundigt, ob Sie noch nicht da seien. Es geht ihm leider gar nicht gut."

„Ich bedaure außerordentlich. Sie fürchten doch nicht, daß es etwas Ernstliches sein könnte?"

„Der Herr Sanitätsrat, der hier seit beinahe dreißig Jahren Hausarzt ist, hat sich darüber nicht mit Bestimmtheit ausgesprochen. Aber Sie werden ja selber sehen, wie es steht."

Sie verschwand, um ihn bei dem Patienten zu melden, und gleich darauf öffnete sich vor dem beklommenen Doktor die Tür des Krankenzimmers. Der Ökonomierat, ein grauhaariger Mann von anscheinend herkulischem Körperbau, lag mit hochrotem Gesicht im Bett und richtete sich bei seinem Eintritt ächzend in den Kissen auf.

„Doktor Eckert!" sagte der Rechtsanwalt mit höflicher Verbeugung. „Guten Abend, Herr Ökonomierat! Sie haben nach mir geschickt, und da ich zu meinem großen Bedauern hörte, daß Sie leidend seien, habe ich es trotz der späten Stunde für meine Pflicht gehalten — —"

„Ist sehr nett von Ihnen. Man hat mir erzählt, daß Sie ein tüchtiger Mann wären — keiner von den Quacksalbern, deren es, nichts für ungut! in Ihrem Beruf leider nicht wenige gibt. Darum will ich's in Gottes Namen mal mit Ihnen versuchen."

Doktor Eckert fühlte sich in eben so hohem Maße

überrascht wie erleichtert. Die Begrüßung mochte ja etwas sonderbar sein, aber sie war jedenfalls nicht unfreundlich und gab ihm die Festigkeit der Haltung, die er bei seinem Eintritt bedenklich wanken gefühlt hatte, rasch wieder zurück.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Ökonomierat! Wenn Sie mir, bitte, mitteilen wollen, was — —"

„Ja, wissen Sie, Doktor, das ist nicht so leicht. Sie sehen wohl, in einer wie jämmerlichen Verfassung ich bin. Weiß der Henker, wo mir das angeflogen ist. Habe nämlich im Kranksein bis jetzt, Gott sei Dank, wenig Erfahrung. Deshalb weiß der Sanitätsrat, der mich eigentlich noch nie unter den Fingern gehabt hat, auch offenbar nicht recht, was er mit mir anfangen soll. Aber wollen Sie nicht näherkommen? Vor Ansteckung werden Sie sich doch wohl nicht fürchten?"

Dabei streckte er ihm seine Hand entgegen, und Doktor Eckert zögerte selbstverständlich nicht, sie zu ergreifen.

„Sie haben ohne Zweifel Fieber," sagte er, als er ihre brennende Hitze fühlte. „Aber das kann man ja auch bei einer gewöhnlichen Erkältung haben."

„Erkältung? Ein wetterfester alter Weidmann wie ich? Nein. Dann müßte es doch auch im Hals oder in der Nase sitzen — aber es steckt in allen Gliedern. Der Rücken tut mir weh, als ob er zerbrechen wollte. Die Arme, die Beine, der Kopf — alles wie mit dem Dreschflegel zerschlagen. Können Sie mir sagen, was das ist, Doktor?"

„Oh, den Zustand kenn' ich sehr gut. Es ist noch keine drei Monate her, daß ich selbst einen solchen Anfall zu überstehen hatte. Was es eigentlich ist, weiß natürlich kein Arzt. Aber weil das Kind doch einen Namen haben muß, nennt man's Influenza."

Der Ökonomierat lachte trotz seiner Schmerzen. „Na, und was wenden Sie dagegen an?“

„Ich habe meine ganz besondere Kur. Aber sie ist etwas eigenartig und darum wohl nicht für jeden.“

Die Löwenaugen des alten Herrn maßen ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit einem schier mitleidigen Blick.

„Wenn sie vielleicht auch nicht für jedermann ist, mir können Sie darum doch wohl erzählen, worin sie besteht. Wenn sich's um eins von diesen verdammten Apothekergiften handelt, mache ich sie ja doch nicht.“

„Um ein Gift handelt sich's schon, aber nicht um eines aus der Apotheke. Ich pflege nämlich bei den ersten Anzeichen eine Flasche heißen und stark gewürzten Burgunders zu mir zu nehmen. Dann schwitze ich ein paar Stunden, nehme ein Bad und bin wieder gesund.“

Über das fieberheiße Gesicht des Ökonomierats hatte sich's wie ein Schimmer der Verklärung gebreitet.

„Burgunder — sagen Sie, Doktor? Ist es einerlei, was für eine Marke?“

„Ich habe eine Vorliebe für Chambertin. Aber ein anderes gutes Gewächs von der Cote d'Or tut's wahrscheinlich auch.“

Es wurde geklopft, und auf das „Herein!“ des Herrn Nathusius erschien das Hausfräulein auf der Schwelle.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Ökonomierat, der Inspektor Brandt ist da und behauptet, er hätte etwas sehr Wichtiges und Dringendes zu melden. Ich soll ihn doch wohl fortschicken — nicht wahr?“

„Wenn er was Dringendes zu melden hat — nein! Sagen Sie, Doktor, haben Sie noch ein bißchen Zeit? Oder nimmt Ihr Beruf Sie zu sehr in Anspruch?“

„Für den heutigen Abend jedenfalls nicht mehr, Herr Rat."

„Na, das ist ja sehr schön. Dann darf ich Sie vielleicht bitten, mich erst mal mit meinem Inspektor reden zu lassen. Ich hoffe, daß Sie inzwischen eine kleine Herzstärkung nicht verschmähen. Führen Sie den Herrn Doktor in mein Arbeitszimmer, Fräulein Stellbrinck, und lassen Sie den Inspektor hereinkommen."

Fritz Eckert folgte dem voranschreitenden Hausfräulein, das ihm aus irgend einem unbegreiflichen Grunde nicht sehr wohlwollend gesinnt schien. Denn als sie die Tür des Arbeitszimmers vor ihm geöffnet und das elektrische Licht angedreht hatte, fragte sie mit sehr säuerlicher Miene in auffallend spitzem Ton: „Nun, Herr Doktor, wie haben Sie den Ökonomierat gefunden?"

„Oh, ich glaube nicht, daß es sehr schlimm ist. Der alte Herr scheint ja ganz aufgeräumt. Ein Influenzaanfall vermutlich. Das geht bald vorüber."

„So? — Meinen Sie? — Der Herr Sanitätsrat Doktor Brümmer war anderer Meinung. Und er ist seit beinahe dreißig Jahren Hausarzt auf Pritzkow."

„Das hat sie mir schon mal mit dem nämlichen Nachdruck mitgeteilt," dachte der Rechtsanwalt, als die freundliche Dame hinaus war. „Aber was, zum Henker, kümmert es mich?"

Er hatte ja alle Ursache, mit dem bisherigen Verlauf des Besuches zufrieden zu sein. Der Empfang war jedenfalls viel freundlicher gewesen, als er es zu hoffen gewagt hatte, und daß Lucys Onkel ihm sogar eine kleine Herzstärkung anbot, durfte er unbedingt für ein günstiges Zeichen nehmen. Das Barometer seiner Hoffnungen stieg noch mehr, als er fünf Minuten später

sah, worin diese Herzstärkung bestehen sollte. Ein alter Diener brachte eine Platte mit vorzüglichem kalten Aufschnitt und eine bestaubte Flasche, auf der Doktor Eckert mit dem Wohlgefallen des Kenners „Clos St. Georges" las.

„Es ist das Beste, was wir im Keller haben," sagte der Diener, dem das vergnügte Schmunzeln des Gastes nicht entgangen war. „Ein alter Burgunder, den der Herr Ökonomierat sonst nur selber trinkt — und auch nur, wenn er sich was Besonderes leisten will. Wohl bekomm's, Herr Doktor!"

In behaglicher Stimmung ließ sich Fritz Eckert zu dem einsamen Mahle nieder. Der in fingerdicke Scheiben geschnittene Schinken war vorzüglich und der Wein wirklich über jedes Lob erhaben. Er hatte sich bescheidentlich mit einem einzigen Gläschen begnügen wollen; aber die Versuchung war zu stark, zumal sich die Besprechung des Ökonomierats mit seinem Inspektor erheblich in die Länge zu ziehen schien. So wurde die bestaubte Flasche allgemach leer, und eine wohlige Müdigkeit legte sich immer schwerer auf die Lider des Rechtsanwalts.

„Ach was!" dachte er, „der Diener, der mich abruft, wird's wohl nicht übelnehmen," — und streckte sich auf das breite, bequeme Ledersofa, das ihm gar so einladend vor der Nase stand. Natürlich nicht, um zu schlafen, sondern nur, weil er sich in aller Gemächlichkeit zurechtlegen wollte, was er dem alten Herrn von seiner heißen Liebe zu Fräulein Lucy, von seinen Verhältnissen und Aussichten sagen würde. Aber unter der Wirkung des schweren Weines gingen seine Gedanken bald genug durcheinander, und es währte nicht allzulange, bis ein süßer, fester Schlummer ihn umfing.

Mitten in einem Traum wähnte er sich, als er bemerkte, daß er in einem von hellem Morgensonnenschein erfüllten fremden Zimmer auf einem ihm völlig unbekannten Ledersofa lag. Erst als eine männliche Stimme zum zweiten Male fragte, ob der Herr Doktor Kaffee oder etwas anderes zum ersten Frühstück wünsche, kehrte ihm das Bewußtsein der Wirklichkeit zurück, und er schnellte entsetzt in die Höhe.

„Ja, was ist denn das? Ich kann doch unmöglich die ganze Nacht hier geschlafen haben."

„Es wird wohl so sein, Herr Doktor," meinte der alte Diener gutmütig. „Als ich dem Herrn Ökonomierat gestern abend meldete, wie wunderschön der Herr Doktor schliefen, verbot er ausdrücklich, Sie zu wecken. Das ist eben der Burgunder. Der Herr Ökonomierat lag ja vor einer Stunde auch noch wie ein Toter."

„Doch wohl nicht auch unter der Wirkung des Burgunders? Denn er wird ja schwerlich welchen getrunken haben."

„Freilich hat er. Und nicht zu wenig. Ich mußte ihm einen heißen Punsch von zwei ganzen Flaschen machen, und er hat auch nicht ein Tröpfchen übrig gelassen."

„Gerechter Himmel! Und Sie sagen, er lag vor einer Stunde noch wie — wie ein Toter?"

„Ich kann's nicht anders nennen. Dreimal hab' ich ihn angerufen, weil er befohlen hatte, ihn um sieben Uhr zu wecken. Aber er hat sich nicht gerührt. Und da habe ich's aufgegeben."

Fritz Eckert, der längst auf den Füßen stand, fühlte sich von eisigen Schauern geschüttelt.

„Mensch!" stieß er mit heiserer Stimme hervor. „Sind Sie denn auch sicher, daß er — daß er nicht vielleicht wirklich — — Mein Gott, zwei Flaschen von dem

Burgunder! Und ein Kranker — ein Schwerkranker vielleicht! Auf der Stelle müssen Sie hingehen und sich überzeugen, wie es mit ihm steht. Und dann sorgen Sie dafür, daß auf alle Fälle gleich nach dem Sanitätsrat Brümmer geschickt wird, der hier seit dreißig Jahren Hausarzt ist. Aber verlieren Sie um des Himmels willen keine Minute."

Mit verwundertem und bestürztem Gesicht zog sich der Diener zurück. Fritz Eckert aber rannte wie ein Verzweifelter auf und nieder. Da hatte er ja, allem Anschein nach, ganz ahnungslos etwas Fürchterliches angerichtet; denn er konnte wohl nicht zweifeln, daß der alte Herr auf seine Empfehlung hin die Burgunderkur in Anwendung gebracht hatte. Wenn dadurch ein Unglück herbeigeführt war — wenn er den Tod von Lucys Onkel auf dem Gewissen hatte — dann ade, ihr herrlichen Träume von Glück und Liebe! Mit schuldbeladener Seele, sich selber zu ewigem Vorwurf, konnte er dann einsam durch ein fried- und freudloses Leben wandern.

Ein schwerer Schritt näherte sich der Tür, und ein kräftiges Klopfen ließ den Rechtsanwalt zusammenfahren.

„Herein!" hauchte er. Aber wenn Frau Fortuna selbst mit ihrem Füllhorn auf der Schwelle erschienen wäre, so hätte der Eindruck auf Fritz Eckert nicht halb so überwältigend sein können als der Anblick des gewichtig Eintretenden — Ökonomierats Nathusius in eigener Person — massig und gewaltig, mit immer noch hochgerötetem, aber lächelndem Antlitz. Gemütlich, wie einem guten Bekannten, streckte er dem Fassungslosen seine Hand entgegen.

„Guten Morgen, Doktor! Was hat denn mein Friedrich, der alte Esel, wieder einmal verstanden, daß

er mir erzählt, Sie hätten ihn nach dem Sanitätsrat schicken wollen? Den brauch' ich nicht mehr — dem Himmel sei Dank dafür und Ihrem famosen Rezept. Solang es mir noch vergönnt ist, auf Erden zu wandeln, kommt mir kein anderer Arzt mehr ins Haus als Sie."

Wuchtig hatte er sich in den Sessel vor dem Schreibtisch fallen lassen. Der andere aber suchte noch immer vergeblich nach Worten; denn die Ahnung, die die letzte Bemerkung des Ökonomierats in ihm aufdämmern ließ, machte aufs neue den Schlag seines Herzens stocken. Nathusius betrachtete ihn mit einem teilnehmenden Blick.

„Aber Sie selber sehen gar nicht sehr gut aus, Doktor! Haben Sie schlecht geschlafen? Oder ist Ihnen am Ende gar mein Burgunder schlecht bekommen?"

„O nein, das — das ist es nicht. Ich bin nur — nur etwas überrascht. Sie haben — Sie haben die Burgunderkur also wirklich angewendet?"

„Freilich! Es war eine ärztliche Verordnung, zu der ich von vornherein mehr Vertrauen hatte als zu dem Teufelszeug, das der Sanitätsrat mir verschrieben hatte. Der Mann versteht sich nicht auf meine körperliche Veranlagung, hatte ich mir gleich gesagt. Und da fiel mir ein, daß mir einer meiner Gutsnachbarn kürzlich einen neuen Liebenwalder Arzt, einen gewissen Doktor Eckart oder Eckert, empfohlen hatte. Deshalb schickte ich meinen Fahrer zu Ihnen. Na, und wie Sie sehen, habe ich's ja auch nicht zu bereuen. Die Schmerzen sind wie weggeblasen, und ich fühle mich so wohl wie ein Fisch im Wasser."

Es hatte also seine Richtigkeit: lediglich einer Namensähnlichkeit verdankte der unglückliche Rechtsanwalt seine Berufung nach Pritzkow. Und Nathusius hielt ihn selbst in diesem Augenblick noch für einen Arzt.

Natürlich mußte unverzüglich eine Aufklärung erfolgen, und Doktor Eckert raffte alle Kraft seines Willens zusammen, um zu beginnen: „Ich schätze mich glücklich, Herr Ökonomierat, daß das Mittel Ihnen so gute Dienste geleistet hat, aber — —"

„Aber Sie sind noch immer der Meinung, daß es nicht für jeden taugen würde," fiel der andere ein. „Da können Sie schon recht haben. Es kommt wohl vor allem auf die Ursache der Krankheit an. Und jetzt weiß ich, daß es bei mir bloß die Galle war, die mich krank gemacht hat. Einem Spitzbuben von Advokaten hatte ich den Ärger zu verdanken, der mich umwarf. Die sind ja zu nichts anderem auf der Welt, als um rechtschaffene Leute zur Verzweiflung zu bringen."

„Verzeihung, Herr Ökonomierat! Sollte es nicht doch vielleicht etwas zu weit gehen, so ganz allgemein — —"

„Nein, es geht nicht zu weit. Sie sind alle miteinander keinen Schuß Pulver wert — keinen Schuß Pulver, sag' ich. Und wenn ich mal gezwungen sein sollte, mich mit einem von der Zunft der Rechtsverdreher persönlich auseinanderzusetzen — viel Freude würde er nicht daran haben, das ist sicher."

„Ich will ja gerne glauben, verehrter Herr Nathusius, daß Sie durch unerfreuliche Erfahrungen —"

„Ach was, reden wir nicht mehr davon! Ich darf an keinen Rechtsanwalt denken, wenn ich bei guter Laune bleiben soll. Haben Sie denn eigentlich schon gefrühstückt? — Nein? Na, dann kommen Sie gefälligst mit mir. Ich wollte mich eben an den Tisch setzen, als Friedrich mit seiner wirren Meldung aus dem Schlafzimmer kam, wo der Schafskopf mich noch immer vermutet hatte. — Keine Umstände, lieber

Doktor! Sie sehen ganz so aus, als ob Sie die Auffrischung nötig hätten."

Was blieb Fritz Eckert anderes übrig, als sich zu fügen! Aber die Empfindungen, mit denen er dem Ökonomierat gegenüber an der wohlbestellten Frühstückstafel Platz nahm, mochten wohl einige Ähnlichkeit mit den Gefühlen eines armen Sünders im Angesicht seiner Henkersmahlzeit haben. Widerstandslos ließ er es geschehen, als der alte Herr ihm zunächst ein Weinglas mit einer stark duftenden, wasserhellen Flüssigkeit füllte.

„Doppelkümmel aus meiner eigenen Brennerei," sagte er dabei. „Es gibt nichts Besseres gegen den Kater als ein Glas davon auf den nüchternen Magen. Aber mit einem Zug hinunter, wenn ich bitten darf. Prosit! Ich komme gleich nach."

Die Wirkung war in der Tat nicht schlecht. Etwas wie neuer Lebensmut begann sich in Doktor Eckerts Seele zu regen.

„Was Sie vorhin von den Rechtsanwälten im allgemeinen sagten, Herr Ökonomierat," wollte er mit einem neuen tollkühnen Anlauf beginnen. Aber der Gastfreund legte ihm vertraulich die Hand auf den Arm.

„Versuchen Sie nicht, etwas zu ihrer Verteidigung zu sagen. Es wäre verlorene Liebesmüh! Bei mir verfängt's doch nicht. Und damit Sie sehen, daß ich nicht ins Blaue hineinrede, will ich Ihnen, während Sie Ihren Kaffee trinken, eine Geschichte erzählen. Eine Geschichte, die sich erst in den letzten Wochen und Tagen zugetragen hat. Wenn Sie mir dann noch nicht beipflichten, na, dann haben Sie eben überhaupt keinen Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Gießen Sie sich nur gefälligst ein. So — und nun hören Sie zu!"

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und begann:

„Sie haben vielleicht schon gehört, daß ich ein leidenschaftlicher Jäger bin. Wenigstens weiß es die ganze Gegend. Aber wenn man vierzig Jahre lang auf das harmlose Getier unserer Wälder gepirscht hat, möchte man wohl auch mal was anderes vor den Lauf kriegen — eine Antilope, ein Nashorn oder womöglich einen Löwen. Ja, ja, schauen Sie mich nur verwundert an. Wie Sie mich da sehen, habe ich vor einem Jahr mit einigen Freunden einen regelrechten Jagdausflug nach Afrika unternommen, und wir haben uns volle sechs Monate da unten in der Nachbarschaft des Äquators herumgetrieben. Auf Löwen oder Nashörner bin ich ja leider nicht zum Schuß gekommen; aber im großen und ganzen konnte ich doch mit meiner Jagdbeute zufrieden sein, und der Ausflug wäre mir eine liebe Erinnerung geblieben, wenn nicht ein Verwandter, als mein Vertreter in der Verwaltung von Pritzkow, die kurze Zeit meiner Abwesenheit benützt hätte, um wie ein Verrückter zu wirtschaften. Er hatte Verträge geschlossen und Abmachungen getroffen, die mir die Haare zu Berge stehen ließen. Na, ich will Sie nicht mit Einzelheiten langweilen, die nicht zur Sache gehören. Ich machte rückgängig, was möglich war, und ich habe dabei in mehr als einem Fall schwer bluten müssen. Zweimal ließ ich's auf einen Prozeß ankommen. Aber mein Anwalt war selbstverständlich ein Dummkopf und der gegnerische — na ja! Auf Grund der von mir ausgestellten Generalvollmacht wurde ich schuldig erklärt, die von meinem Vertreter eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Schön — Schwamm drüber! Endlich glaubte ich mit all den Eseleien aufgeräumt zu haben. Da kriege ich eines Tages von dem Rechtsanwalt Körner in Liebenwalde — einem besonders

lieben und herzigen Menschen — einen Brief, worin er mir namens seines Mandanten, eines mir völlig unbekannten Holzhändlers Mayerhofer, mitteilt, daß er bevollmächtigt sei, am 1. August die vereinbarte Barzahlung von sechzigtausend Mark für den von mir gekauften Wald zu leisten, und daß sein Mandant tags darauf mit dem Abholzen beginnen werde. Natürlich schreibe ich dem Mann, sein Mandant solle so schnell als möglich ein Sanatorium aufsuchen, da er ohne Zweifel an Gehirnerweichung leide; ich hätte mit keinem Holzhändler zu schaffen, und wer sich unterstehen wollte, die Axt an einen Baum in meinen Waldungen zu legen, der täte es auf seine Gefahr. Nun, was glauben Sie, was geschieht? Dieser Rechtsanwalt schickt mir die beglaubigte Abschrift eines Vertrages, vor nunmehr acht Monaten mit meinem damaligen Generalbevollmächtigten abgeschlossen, der tatsächlich dahin lautet, daß der zur Pritzkow gehörige Benthiener Forst für einen Preis von sechzigtausend Mark zum Zwecke der Abholzung in seinen Besitz übergeht, daß er am 1. August den Kaufpreis bar zu erlegen oder sich das Rücktrittsrecht vom Vertrage durch Erlegung einer Abstandssumme von sechstausend Mark zu erwerben hat. Ich denke, mich trifft der Schlag. Aber ich weiß, daß ich einen Prozeß doch wieder verlieren würde, und darum schreibe ich so höflich als ich kann an den Rechtsanwalt, sein Auftraggeber müsse doch ein Einsehen haben und begreifen, daß ich meinen Wald nicht hergeben kann. Ich wolle dem Manne ja gerne eine kleine Entschädigung zahlen, wenn er auf die Ausübung seines vertragsmäßigen Rechtes verzichte — vielleicht zwei- oder dreitausend Mark. War das ein anständiges Anerbieten oder nicht? Ein rechtschaffener Mensch denkt doch nicht

daran, die Zwangslage eines anderen auszunützen. Aber was meinen Sie? Der Spitzbube von einem Advokaten verlangt fünfzehntausend Mark Abfindung — sage und schreibe: fünfzehntausend Mark! Und er fügt hinzu, daß von weiteren Verhandlungen nicht die Rede sein könne, denn sein Auftraggeber habe klipp und klar erklärt, daß er nicht einen roten Pfennig nachlasse. Halten Sie das für eine Gemeinheit oder nicht? Sagen Sie's rund heraus, wie Sie davon denken."

Doktor Fritz Eckert hatte kaum je während seines ganzen Lebens innerhalb weniger Minuten eine so angestrengte Geistesarbeit verrichtet, wie jetzt beim Anhören des an und für sich so einfachen Rechtsfalles. Aber die Arbeit war nicht umsonst gewesen, denn sie hatte ihm zu einem großen Entschluß verholfen. Indem er sich bemühte, sehr gleichmütig auszusehen, erwiderte er: „Ich denke davon genau so, wie Sie selbst, Herr Ökonomierat! Aber Sie sind natürlich nicht auf den Vorschlag eingegangen?"

„Ich habe mich noch nicht endgültig gebunden. Aber es bleibt mir ja doch nichts anderes übrig, wenn ich mir meinen geliebten Wald erhalten will. Oder können Sie mir vielleicht einen besseren Rat geben?"

„Einen Rat — nein! Ich könnte Ihnen höchstens sagen, was ich tun würde. wenn ich an Ihrer Stelle wäre."

„Da bin ich wahrhaftig neugierig."

„Ich würde dem Rechtsanwalt Körner schreiben, daß ich mir die Sache überlegt hätte und Erfüllung des geschlossenen Vertrages verlangte. Sechzigtausend Mark bar auf den Tisch oder die bedungene Konventionalstrafe von sechstausend Mark."

„Ja, haben Sie denn meine Erzählung gar nicht

verstanden, Doktor? Dann fängt er doch selbstverständlich an abzuholzen."

„Nein — das glaube ich nicht. Die Taktik der Herren ist doch ziemlich durchsichtig. Mayerhofer ist bei der gegenwärtigen schlechten Lage auf dem Holzmarkte sicherlich heilfroh, von dem Vertrage loszukommen, und wenn er dabei noch einen Gewinn von fünfzehntausend Mark in die Tasche stecken kann, so ist das für ihn ein glänzendes Geschäft. Aber man muß ihm doch nicht notwendig dazu verhelfen. Es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß er jämmerlich zu Kreuze kriecht, wenn man den Spieß umdreht."

Mit dröhnenden Schritten stampfte Nathusius im Zimmer auf und nieder.

„Mann! — Mann! — Sie sind wirklich ein Draufgänger. Erst die dolle Burgunderkur — und jetzt diese Idee. Aber wenn Sie recht hätten — wenn auch dies eigenartige Mittel ebenso anschlüge wie das andere — fürs ganze Leben hätten Sie mich damit zu Ihrem Freunde gemacht."

Mit unerschütterlicher Gelassenheit zog Doktor Eckert die Schultern in die Höhe.

„Eine Verantwortung für den Erfolg könnte ich selbstverständlich nicht auf mich nehmen. Aber, wenn ich in Ihrer Lage wäre, tät' ich's ohne Bedenken. Die fünfzehntausend Mark nimmt der Mayerhofer im schlimmsten Fall immer noch."

Das schlug durch. Mit einem festen Griff packte der Ökonomierat des Doktors Arm.

„Ich tu's," rief er, „ich tu's. Auf der Stelle schreibe ich den Brief, und mein Fahrer muß ihn noch in dieser Stunde nach Liebenwalde bringen. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich habe nun mal Vertrauen zu Ihrem

gesunden Menschenverstand. Sehen Sie, Doktor, wenn mir so ein Fuchs von einem Rechtsanwalt diesen Rat gegeben hätte — ich tät's nicht um die Welt. Sie aber sind ein ehrlicher, aufrichtiger Mensch, dem das Korpus juris nicht den Verstand und die Moralbegriffe verwirrt hat. Darum meine ich alter Mann mir nichts zu vergeben, wenn ich mich von Ihnen belehren lasse. Und darum müssen Sie nun auch wenigstens noch zum Mittagessen mein Gast bleiben. Es wird keiner von Ihren Kranken daran sterben."

„Davon bin allerdings auch ich überzeugt," sagte Doktor Eckert, „aber — —"

„Nichts von aber und dergleichen. Ich habe nun mal Freude an Ihrer Gesellschaft — und wer weiß, ob ich nicht schon bis zum Mittag eine Antwort aus Liebenwalde habe. Die Sache sollte ja heute zum Abschluß gebracht werden. Sehen Sie sich inzwischen meinen Park an und meine Sammlung von Jagdbeutestücken; ich muß ein paar Stunden arbeiten, um das gestern Versäumte wieder einzubringen." — —

Fritz Eckert sträubte sich nicht mehr. Er konnte doch auch ehrenhalber nicht von hier fortgehen, ohne den alten Herrn über seinen Irrtum aufzuklären, und in diesem Augenblick durfte das selbstverständlich nicht geschehen. So unternahm er denn, noch ein wenig verblüfft über seine eigene Kühnheit, einen langen Spaziergang durch den Pritzkower Park, und es mochten wohl beinahe zwei Stunden vergangen sein, ehe er sich wieder dem Herrenhause näherte. Schon von weitem gewahrte er auf der Freitreppe eine weibliche Gestalt, die ihren Umrissen nach unmöglich die des Hausfräuleins sein konnte. Eine zugleich wundersüße und herzbeklemmende Ahnung stieg in ihm auf. Er beschleunigte seinen

Schritt, und im nächsten Augenblick eilte die Gestalt über die Stufen herab auf ihn zu.

„Fritz! — Schatz! — Du hier auf Pritzkow? Ja, wie ist denn das möglich?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich bin hier in meiner Eigenschaft als Arzt."

„Als — —? Willst du dich über mich lustig machen?"

„So hat man dir noch nichts von der Krankheit deines Onkels erzählt, Lucy — und von dem Burgunderdoktor, der ihn kuriert hat?"

Die Augen des hübschen jungen Mädchens wurden tellerrund vor Erstaunen; zugleich aber schien etwas wie eine Ahnung der Wahrheit in ihr aufzudämmern.

„Du hör mal. Fritz — wenn du einen dummen Streich gemacht haben solltest — mein Onkel ist keiner von denen, die mit sich spaßen lassen. Ich bin erst vor einer Viertelstunde angekommen und habe den Onkel noch gar nicht sprechen können, weil kurz vorher zwei Herren aus Liebenwalde eingetroffen waren, die anscheinend etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen haben, weil es dabei fast beängstigend laut hergeht. Aber Fräulein Stellbrinck hat mir allerdings erzählt, daß der Onkel gestern sehr krank war, und daß ein trotz ihres Einspruchs aus Liebenwalde geholter Arzt eine schreckliche Gewaltkur mit ihm vorgenommen hat. Sie nannte ihn nur immer den Doktor Eisenbarth —"

„Na ja — und dieser Doktor Eisenbarth bin ich eben. Aber ich kann nichts dafür — wahrhaftig nicht. Ich bin in die ärztliche Praxis hineingeraten, ganz ohne es zu merken."

Natürlich verlangte sie nähere Aufklärung. Aber er war mit seiner Erzählung noch nicht sehr weit gekommen, als er sie plötzlich beim Arm faßte, um sie

etwas tiefer in den Park hineinzuziehen. Aus dem Hause traten nämlich eben zwei Herren, von denen er nicht gerne gesehen werden wollte. Es waren seine Ratskellernachbarn vom gestrigen Abend, der Rechtsanwalt Körner und der laute Herr mit dem großen Diamanten; augenscheinlich aber nicht in Sektstimmung, denn der Herr Kollega sah sehr betreten aus, und Herr Mayerhofer war kirschrot im Gesicht. Stumm bestiegen sie den Mietswagen, der sie von Liebenwalde herübergebracht hatte, und fuhren davon. Dem Rechtsanwalt Fritz Eckert aber hatte der Anblick Mut gegeben zu einer entscheidenden Tat.

„Komm, Schatz!" sagte er. „Jetzt oder nie ist der rechte Augenblick zum Kampf um unser Glück. Wer weiß, ob ich diesen Löwenmut auch dann noch in mir fühle, wenn die Wirkung des Doppelkümmels erst einmal ganz verraucht ist."

Auf nähere Erklärungen wollte er sich durchaus nicht einlassen, und so blieb der jungen Dame nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Das Ungefähr führte ihnen den Ökonomierat schon auf der Diele in den Weg. Er sah ein bißchen erregt, aber auch über die Maßen vergnügt aus, und schien in der Freude seines Herzens gar nichts Verwunderliches in dem Zusammensein der beiden zu finden.

„Hab' schon gehört, Mädelchen, daß du wieder da bist," rief er Lucy entgegen. „Das war ein vernünftiger Einfall, denn ich habe mich rechtschaffen nach dir gesehnt. — Ihnen aber, Sie Prachtsdoktor, einen markigen Händedruck! Vor fünf Minuten habe ich sie mit aller mir zu Gebote stehenden Deutlichkeit aus meiner Stube hinausbegleitet, den Herrn Rechtsanwalt Körner und seinen reizenden Auftraggeber. Sie hatten es sehr eilig,

mir die Antwort auf meinen Brief persönlich zu bringen. Erst wollte der widerliche Holzhändler noch auftrumpfen, aber als er sah, daß ich Ernst machte, zog er schleunigst andere Saiten auf, und schließlich bat er de- und wehmütig, ich möchte ihm doch wenigstens die Hälfte der Konventionalstrafe erlassen, da er gar nicht in der Lage sei, den Kaufpreis zu entrichten. Na, ich habe ihm die ganze geschenkt. Die Gelegenheit, ihm und seinem Herrn Anwalt ein paar herzerquickende Grobheiten ins Gesicht zu sagen, war mir noch mehr wert als dreitausend Mark."

„Sehr wohl, Herr Ökonomierat — ich sah voraus, daß es so kommen würde. Aber wie steht es nun mit meinem Honorar?"

„Honorar?" lachte der alte Herr. „Seit wann ist es Mode, daß die Ärzte schon beim ersten Besuch ihre Rechnung machen?"

„Ich spreche nicht von dem ärztlichen Honorar. Auf das leiste ich Verzicht. Ich spreche von meinen Anwaltsgebühren. Sie richten sich bekanntlich nach der Höhe des Objekts. Da Sie aber vorhin selber angedeutet haben, daß Ihr Wald für Sie etwas ganz Unschätzbares bedeutet, so wird es am besten sein, wir wählen auch für meine Entlohnung einen Gegenstand von ideellem Werte — zum Beispiel die Hand Ihrer von mir innig geliebten Nichte Lucy Nathusius."

„Ja, zum Henker —," polterte der Ökonomierat, indem er verständnislos von einem zum anderen blickte. Aber da hing Lucy schon an seinem Halse.

„Herzensonkelchen, du mußt dir von Fritz alles erklären lassen. Und du mußt ihn in Ruhe anhören. Er ist nämlich wirklich nicht der praktische Arzt Doktor Eckart, den ich ganz gut kenne, sondern der Rechtsanwalt

Doktor Eckert aus Liebenwalde. Und wir — wir haben uns schon lange unmenschlich lieb."

„Also hinein mit euch beiden in mein Zimmer!" donnerte Nathusius. „Ich verstehe zwar noch keine Silbe von dem Gewäsch, aber vielleicht komme ich mit der Zeit noch dahin, es zu begreifen. Und wehe euch, wenn meine Vermutungen sich als richtig erweisen."

— — — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später wurde die Tür des Arbeitszimmers von drinnen aufgerissen, und die Löwenstimme des Gutsherrn schallte durch das Haus: „Friedrich! — Den Clos St. Georges auf die Mittagstafel. Und zwei Flaschen Sekt ins Eis! — Ich muß meine Niederlage begießen. Aber ich hab's ja immer gesagt: gegen so einen Spitzbuben von Rechtsanwalt kann unsereins nicht aufkommen."

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Ein seltener Same. — Der Hofmarschall des letzten Fürstbischofs von Fulda, Freiherr Friedrich von der Tann, ein munterer und zu Scherzen sehr aufgelegter Herr, liebte es, durch erheiternde Anekdoten, die er bei der Tafel zum besten gab, zur Unterhaltung und Belustigung der Anwesenden beizutragen, und scheute sich auch nicht, zur Gewinnung geeigneten Stoffes gelegentlich seinen Unterbeamten oder anderen mit dem Hofe geschäftlich verkehrenden Persönlichkeiten einen Possen zu spielen.

Dem Hofmarschall unterstand auch das gesamte fürstliche Gärtnereiwesen, das sich auf mehrere Schloß- und Hofgärten erstreckte, und dessen unmittelbare Verwaltung überall geschulten Fachleuten übertragen war. So befand sich auf dem in zweistündiger Entfernung von Fulda gelegenen, von einem großen Park umgebenen fürstlichen Lustschloß Fasanerie ein erfahrener Hofgärtner namens Medlinger, dem gründliche botanische Kenntnisse zu Gebote standen und alle in der Gärtnerei vorkommenden Pflanzen und Sämereien so wohlbekannt waren, daß er sich bei ihrer Einordnung in eine bestimmte Klasse oder Ordnung der Botanik niemals zu irren pflegte. Dies war allgemein und auch bei Hofe wohlbekannt, reizte aber den Hofmarschall gerade dazu, auch einmal diesem Meister der Gärtnerei eine Falle zu stellen. Er ritt daher eines Tages im Frühling zur Fasanerie, um dort die Kulturarbeiten im Park zu besichtigen, und zeigte dabei dem Hofgärtner ein zierliches, den Firmenstempel einer ausländischen Samenhandlung tragendes Päckchen mit feinen, gelblichen Körnern. Es waren jedoch keine Samenkörner, sondern die Körner von Heringsrogen, die der Hofmarschall durch wiederholte Bewässerung von ihrem bekannten Geruche befreit und so geschickt hergerichtet hatte, daß sie von Samenkörnern kaum zu unterscheiden waren.

„Kennen Sie diesen Samen, Medlinger?“ fragte er den Hofgärtner harmlos.

Dieser besah sich die Körner sehr aufmerksam und erwiderte: „O ja, Exzellenz, es ist der Samen einer sehr seltenen tropischen Pflanze, die bisher bei uns noch nicht gezogen wurde.“

„Nun, so ziehen Sie sie einmal! Wann werde ich wohl die jungen Pflanzen besichtigen können?"

„In etwa vier Wochen, Exzellenz."

„Gut, ich werde mich dann wieder hier einfinden, da ich wirklich sehr neugierig darauf bin, wie sich dieses seltene Gewächs entwickeln wird."

Damit entfernte sich der schmunzelnde Hofmarschall, indem er bei sich dachte: „Das gibt einen Hauptspaß, wenn der seltene Samen nicht aufgegangen ist, und ich will schon dafür sorgen, daß es an den nötigen Zeugen nicht fehlt." —

Er wußte es nun so einzurichten, daß nach Ablauf von vier Wochen eine größere Hofgesellschaft der Fasanerie einen Besuch abstattete.

Als diese sich unter der Führung des Hofgärtners dort erging und dessen Leistungen dabei reiches Lob spendete, richtete der Hofmarschall plötzlich an ihn die Frage: „Nun, Medlinger, wie hat sich denn unser tropischer Samen entwickelt?"

„Vortrefflich, Exzellenz! Wünschen Sie heute die jungen Pflanzen zu sehen? Sie stecken schon die Köpfe heraus."

„Gewiß — ich bin sehr gespannt darauf!"

Nun führte der Gärtner die Gesellschaft an ein kleines Beet, hob einen darübergestülpten Glaskasten in die Höhe, und da zeigte sich denn den Blicken der erstaunten Gäste eine große Anzahl — Heringsköpfe.

Man lachte in Fulda noch lange über den hereingefallenen Hofmarschall, den es am meisten ärgerte, wenn er gefragt wurde, ob er gern ganz jungen Heringsalat äße. R. v. B.

Berichte eines niedersächsischen Dorfbürgermeisters aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigen uns wieder einmal, wie schwer es zu allen Zeiten gewesen ist, vernünftige Neuerungen gegen gedankenlose oder eigensinnige Gewohnheit durchzusetzen. Der Bürgermeister F. zu W. berichtet an die Kurfürstliche Regierungskommission zu N. wegen der verlangten Anstellung eines Fleischbeschauers:

„Die Erfüllung dieser Verordnung wird noch einen harten Kampf kosten, da man auf dem Lande nicht an Trichinen glaubt

oder auch sich vor so kleinen erbärmlichen Tirchen, die man nicht mahl sehen kann, nicht Fürgtet. Wir hier auf dem Lande haben gesunde Zähne, und wehe dem, was dazwischen kommt — es wird zermalmt. Wer hat unsere Großväter und Großmütter geschützt, die alle sehr Alt geworden sind, ehe sie ins Gras gebissen haben und in die Ewigkeit gewandert sind. Außerdem scheut man neben den Kosten noch hauptsächlich die Wege nach der Stadt, nach der man oft beim besten Willen wegen der Witterung nicht hinkommen kann. Da es aber nun einmahl verortnet ist und die Leute gehorchen müssen, so trage ich darauf an, daß für W. unser Lehrer Kruckenberg, da es allgemein gewünscht wird, zu dem Amt bestellt wird. Denn der ist ein zuverlässiger Mann, und kennt alle Thire vom Elefanten bis zum kleinsten Wurm und über dis kann er sich noch speziel Belehren lassen. Solge Leute lernen leicht und schnell, wissen Russen und Franzosen zu bekempfen, worum auch nicht solge kleine Tirgen. Deshalb bitte ich gehorsamst ..."

„In meinem erst Berichte habe ich ganz ausdrücklich erklärt, daß wir uns vor solchen kleinen Feinden durchaus nicht fürchteten, und nur aus Gehorsam gegen die hohe Oberbehörde Jemanden auf Vorposten ausstellen wollten. Da nun aber der Thirarzt Ossenkopp, der diesen ganz ungefährlichen Posten bekommen hat, 16 Silbergroschen fordert, so halten wir es für unverschämt, und wollen nun lieber den Kampf mit diesen Unholden selber aufnähmen auf Dot und Läben; wir haben Feuer und Zähne und Messer und dazu unsere gesunden Magen, Herr Gott, es ist nicht möglich, daß wir unterliegen, man macht uns nur unnötige Kosten. Darum weg mit allem Geschrei, selbst ist der Mann. Man soll uns nicht für Schwarzenbörner halten, wir sind keine Memmen. Die ganze Gemeinde schlägt mit der Faust auf den Tisch, ich Bitte deshalb um Gerechtigkeit, und wer unser Fleisch dann fürchtet, der kann vorübergehen. Mehr als 5 Silbergroschen geben wir nicht, denn wir sind hier keine Californier."

Der Bürgermeister berichtet gehorsamst zur Anzeige des Gendarms betreffend Einfriedigung eines Teiches:

„Der betreffende Teich ist schon vor Adams Zeithen, und

seit Noahs Zeit ist weder Mensch noch Vieh darin umgekommen, und ist derselbe auch nicht seit Millionen Jahren ausgeschlagen und soweit fast ganz verschlemmt, so daß kaum ein Reißender seine Füße darin waschen kann. Da wir aber einer Behörde niemals ungehorsam sind, so haben wir den Teich umfriedigt. Die ganze Welt können wir nicht mit Bretter zunageln, wo auch eine andere Behörde uns das Holz entzieht. Außerdem hat die Gemeinde W. andere Wasser, die ihnen bis an die Seele steigen und ihnen das Herz zu töten drohen. Diesen abzuwähren, wird ihnen schwer genug. Ich bitte deshalb die ganze Wassergeschichte zu Wasser werden zu lassen. Da nun auch schon Industrie und Turnunterricht in Schulen eingeführt wird, so möchte später auch noch woll das Schwimmen eingeführt werden und dann wäre der alte Teig ganz unentbährlich und sehr vorzüglich, da kein Kind darin zu Dode kommen kann. Sindfluten wie diesen Sommer kommen selten...."

„Schon wieder die leidige Teichgeschichte, ich Erkläre hierdurch auf das Bestimmteste, daß der schon seit sieben Jahren im Absterben begriffene Teich durchaus nicht gefährlich ist, und deßhalb nicht nötig, daß er eingesperrt wird in Pfäle und Klammern. Die an ihn vorbeiführende Straße ist Breit und Grade und läuft an einer langen Hecke hinunter. Jeder Wanderer und Furmann, selbst der Schwindliche kann richtung halten. Unglück kann indes überal passieren, selbst auf einem hohen Berge. Es ist dies nun bereits das dritte mal, daß Herr N. diese unmündige Pfütze zürnet und dreimall haben wir schon die Befriedigung Verlängert und werden noch Fortwährend gequält. Ich bitte deshalb, daß mit dieser höchst Unnöthigen belestigung abgewiesen wird, den es gibt noch weit gefährlichere stellen in der Welt, die auch nicht Eingefriedigt werden. Diesen Teich mit all seinem Unglück will ich getrost auf mein Gewissen nähmen." J. G.

Bärenhunde. — Von verschiedenen Gelehrten ist schon mehrfach beobachtet worden, daß gewisse Berghunde sich in der äußeren Erscheinung den Bären nähern. Unter diesen zeigt der Schäferhund der Pyrenäen eine größere Ähnlichkeit mit dem

Bären als alle übrigen Hunde. Obwohl er nur selten über einen halben Meter hoch wird, sind seine Knochen und Muskeln doch ganz besonders kräftig entwickelt. Sein schwarzes, dunkelbraunes oder graues Fell ist sehr dick und trägt lange, seidenartig feine Haare. Der große Kopf läuft in eine spitze Nase aus und zeigt kleine, aber scharfe, glänzende Augen, während die Ohren immer aufmerksam lauschend erscheinen; Zehen und Fußsohlen sind ziemlich lang und flach, der Schwanz, wenn er nicht ganz zu fehlen scheint, nur kurz. Wenn der Hund auf der Suche nach einem verirrten Tiere seiner Herde die steilen Bergabhänge hinaufklettert, wird jeder Unkundige ihn für einen jungen Bären halten. O. v. B.

Guter Rat. — Ein Oberst bemühte sich, einen anderen bei Friedrich dem Großen dadurch in schlechtes Licht zu setzen, daß er dem Könige berichtete, jener sei ein Trunkenbold. Nicht lange danach wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geschlagen. Dabei zeigte der Verklagte hervorragenden Mut und Befähigung, während sein Ankläger eine sehr traurige Rolle spielte. Als er daher nach der Schlacht an der Spitze seines Regiments vor dem König vorbeimarschierte, rief ihm Friedrich laut zu: „Weiß Er was? Sauf Er auch!" F. Z.

Auch eine Hauskapelle. — „Solange meine Leute Humor haben, sind sie unüberwindlich," hat einst der Feldmarschall Blücher gesagt. Nun, trotz des monatelangen furchtbaren Ringens sind unsere wackeren Soldaten auch heute noch fröhlicher Stimmung, so daß ihnen, wenn der Ausspruch Blüchers zutrifft, der Sieg sicher ist.

Ein sinnfälliger Beweis für die unverwüstlich gute Laune unserer kampferprobten Feldgrauen ist die Hauskapelle eines württembergischen Infanterieregiments in Rußland. Als ihr Hauptinstrument dient eine Ziehharmonika, eine Tortenschachtel wird als Trommel geschlagen, Flaschen geben ein wohlabgestimmtes Glockenspiel ab, und Telephondrähte bilden die Saiten der ersten Geige.

Die Ständchen, die die frohgemuten Schwaben gelegentlich ihrem Bataillonskommandeur, Regimentskommandeur und



Die Hauskapelle eines württembergischen Infanterieregiments in Rußland.

Divisionär brachten, zeichneten sich zwar nicht gerade durch bezaubernde Klangschönheit aus, hinterließen dafür aber eine um so belustigendere Wirkung. D. H.

Wie eine zerrissene Pluderhose den Weltfortschritt hemmte. — Zweihundertfünfzig Jahre vor Fulton, der gemeinhin als der Erfinder des Dampfschiffes gilt, lebte in Spanien ein Kapitän namens Blasco de Garay, der einen Raddampfer gebaut hatte, auf eine tragikomische Art aber um die Früchte seiner Mühen gebracht wurde. Seine Erfindung wird in einem Buche „Sammlung der Reisen und Entdeckungen der Spanier in Indien" beschrieben, das fünfzig Jahre vor Fultons Versuch in Madrid erschien, also das Vorrecht Blascos außer Zweifel läßt.

„In hohem Alter," so heißt es da von ihm, „als die Welt anno domini 1543 schrieb, leuchtete in seinem Geiste die Idee auf, eine Maschine zu bauen, mit der große Schiffe auch bei Windstille ohne Räder oder Segel vorwärts gebracht werden könnten."

Die Ausführung gelang. Aber das Volk verlachte den Erbauer als Phantasten. Die Gerichte wollten ihn sogar zur Rechenschaft ziehen. Dem gleichwohl unbeirrten Manne gelang es schließlich, die Aufmerksamkeit Kaiser Karls V. auf sich zu lenken, der ja selber sich mit allerhand Fragen der Mechanik beschäftigte und besonders im Zusammensetzen feinster Uhrwerke Bemerkenswertes leistete. Der Herrscher erklärte sich bereit, einer Vorführung des Blascoschen Werkes beizuwohnen. Als Schauplatz wurde der Hafen von Barcelona ausersehen. Am 17. Juni 1543 sollte der denkwürdige Versuch hier stattfinden.

Blasco hatte die ganze Nacht im Gebet für das Gelingen zugebracht. Am Hafen war eine große Menschenmenge versammelt, als der Kaiser mit einem großartigen Hofstaate erschien. Gerade fuhr „La Trinidad", ein Schoner von zweihundert Tonnen, zum Landen ein. Dieses dem Erfinder fremde, in seiner ganzen Einrichtung ihm völlig unvertraute Schiff wurde vom Kaiser zur Probefahrt mit der neuen Maschine bestimmt.

Der Kapitän des Schoners, Pedro de Scarza, begann zu jammern und raufte sich den Bart über das, was seinem Schiffe

zugemutet werden sollte. Er sah gleich den Gerichten in der Erfindung ein Teufelswerk und glaubte, daß sein Schiff nachher ewig verhext sein würde. Aber der Kaiser hatte befohlen, ihm mußte gehorcht werden. Pedro ließ die Segel einziehen und harrte mit Grauen der Dinge, die da kommen sollten.

Blasco erklärte seine Erfindung niemand. „Man sah ihn," sagt der Chronist, „quer über das Verdeck des Schiffes eine Achse legen und befestigen, an deren beiden Enden große hölzerne Räder angebracht waren. Dann befestigte er mitten auf dem Verdeck mehrere Räder mit Riemen und stellte endlich einen großen eisernen Kessel, der sehr verdächtig aussah, aber mit Wasser aus dem heiligen Brunnen von Montserrat gefüllt wurde, auf."

Auf einem Rost unter dem Kessel wurde ein Feuer angezündet. Sobald infolgedessen das Wasser ins Sieden gebracht war, fingen die Räder an, sich zu drehen. Pedro de Scarza raufte sich eine ganze Handvoll Haare aus, und seine Matrosen begannen, über Bord zu springen. Denn das Schiff lief quer über die Bai von Barcelona hin und noch dazu geradeswegs gegen scharfen Wind.

Der Kaiser, damals in mancherlei Kriege verwickelt und vollauf mit den Gedanken an die Vernichtung seiner Feinde beschäftigt, hatte leider nicht viel Zeit. Er beauftragte seinen Schatzmeister mit einer späteren ausführlichen Berichterstattung und ritt davon.

Der Schatzmeister besichtigte denn auch die Maschine näher oder vielmehr zu nahe. Denn eines der Räder packte seine gewaltigen Pluderhosen und zerriß sie dermaßen, daß die drei Scheffel Sägemehl, mit denen das Kleidungsstück zur Erzielung einer bauschigen Rundung ausgestopft war, auf dem Verdeck der „Trinidad" weit umhergestreut wurden und der kaiserliche Schatzmeister zusammenschrumpfte wie ein geplatzter Luftballon.

Unglücklicherweise war der Herr ein Grande Altkastiliens. Als solcher konnte er selbst eine Maschine, die ihn beleidigt, nicht ungestraft lassen. So erklärte er denn in empörtem Stolz, daß die Erfindung nichts tauge: in zwei Stunden habe das Schiff

nur acht Meilen zurückgelegt; das könnte jede Karavelle auch. Dazu sei der Kessel ein teuflischer Apparat, der wohl einmal platzen und brave Christenmenschen verbrühen möchte.

Diese Auskunft verfehlte beim Kaiser ihre Wirkung nicht. Er verbot Blasco alle weiteren Versuche mit seiner Maschine, machte ihm jedoch ein Geschenk von vierzigtausend Maravedis (gegen fünftausend Mark) und ernannte ihn zum Ritter des „Ordens der Taube von Kastilien".

So verklang die erfinderische Tat eines Mannes, der auf größeren Ruhm ein Anrecht hatte, und es scheint, daß lediglich die verletzten Pluderhosen jenes Edlen vom Hofe Karls V. die Schuld tragen, daß der Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiete des Verkehrs um ein Vierteljahrtausend zurückgehalten wurde. A. O.

Folgsamkeit mit üblen Folgen. — Ein Handwerksmeister in einer hessischen Kreisstadt hatte einen jungen Hund gekauft, der nett heranwuchs und ihm durch seine Anhänglichkeit und sein drolliges Wesen viel Vergnügen bereitete. Aber nicht so der Gattin des Meisters. Sie liebte das Tierchen gar nicht; es war ihr überall im Wege und wurde sogar nicht selten die Ursache eines kleinen Zwistes zwischen den sonst sehr friedfertigen Ehegatten. Als nun gar die Zeit herangekommen war, wo der Hund versteuert werden mußte, nahm das Brummen und Zetern der Frau kein Ende mehr.

„Daß du mir nun nicht auch noch gar fünfzehn Mark Steuer für das Vieh bezahlst!" sprach sie drohend zu ihrem Manne. „Das fehlte noch, so ein Sündengeld für einen Köter auszugeben. Gib den Hund weg oder schicke ihn zum Wasenmeister!"

Der Mann erwiderte gar nichts; der häusliche Friede war ihm heilig. Aber heimlich gab er seinem Lehrbuben fünfzehn Mark und befahl ihm, am nächsten Morgen, wo die Steuer fällig war, mit dem Hunde das Haus zu verlassen, ohne daß seine Frau etwas davon gewahrte — er werde schon dafür sorgen, daß sie nicht in der Nähe sei — und die Steuer auf dem Rathaus zu bezahlen. Ist das Unglück einmal geschehen, so dachte er, wird sich die Frau schon fügen, und mehr als schelten kann sie auch nicht.

Die Frau aber wußte ebenfalls, daß am nächsten Tage der Termin für die Bezahlung der Hundesteuer sei, und sprach frühmorgens zu dem Lehrbuben: „Nun aber will ich meinem beständigen Ärger über das Hundevieh einmal ein Ende machen. Nimm ihn heimlich fort — ich werde schon dafür sorgen, daß mein Mann nichts davon gewahr wird — und führe ihn zum Wasenmeister, daß er ihn abtue."

Der Bube nahm gehorsam den Hund an die Leine und verließ tieftraurig das Haus. Das arme Tier dauerte ihn sehr. Aber was konnte er tun! Er hätte keine ruhige Stunde mehr im Hause gehabt, wenn er dem Willen der Meisterin nicht pünktlich entsprochen und ihren Auftrag nicht gewissenhaft ausgeführt hätte. Zunächst aber mußte er dem Befehl des Meisters Folge leisten und den Steuerbetrag auf dem Rathause abliefern. Nachdem er diese Pflicht erfüllt und die Steuermarke nebst der Quittung empfangen hatte, wanderte er mit seinem vierbeinigen Todeskandidaten niedergeschlagen zur Stadt hinaus über Felder und Wiesen zum Anwesen des Wasenmeisters, richtete den Auftrag der Meisterin aus und eilte dann laut weinend zurück, um nicht Zeuge des traurigen Endes seines bisherigen Spielkameraden sein zu müssen.

Welcher Empfang dem doppeltgetreuen Fridolin bei seinem Berichte zu Hause zuteil wurde, und welche Aussprache zwischen Meister und Meisterin sich daran knüpfte, möge der Phantasie des Lesers überlassen bleiben. R. v. B.

Der gotische Dombaumeister. — Oh, diese weltentiefe Einsamkeit, die Jahrhunderte wie ein gleichmaschiges Netz von Tagen und Nächten um die gotischen Dome und Rathäuser gewoben haben! Die Verwitterung des Gesteins verwischt die deutlichen Züge, entrückt sie, vergeistigt sie; das verblichene Bild hat den Schleier der Zeit vor sein Antlitz gezogen. Wie ein schroffes, steiles Gebirge aus einer unergründlichen Welt der Mystik, der Andacht und der Himmelssehnsucht ragen diese Strebepfeiler, Spitzbogen, Wölbungen und Türme in unseren kleinen geschäftigen Alltag herein, aus dem Unendlichkeitsgefühl geboren und wieder zu Unendlichkeiten strebend, und kein Übergang,

keine Brücke führt von unserem Leben zu dem geheimnisvollen Leben dieser Werke und derer, die sie erbaut haben.

Dann aber schien es so, als ob der Kanonendonner, der statt der sanft plaudernden, träumenden Orgel die heiligen, dämmrigen Tiefen durchzittert, mit seinem erzenen Brüllen den gotischen Dombaumeister aus seinem ewigen Schlaf in den Grüften aufgeschreckt hätte, und daß wir mit seinem grollenden Geist Zwiesprache halten können. Kanonen und Kunst, das sind Dinge, die schlecht zueinander passen. Als aber die fälschliche Kunde von der Zerstörung des Rathauses zu Löwen und der Kathedrale zu Reims verbreitet wurde, ging es wie ein schmerzliches Aufzucken durch die Welt. Leute, die für Kunst weder Gefühl noch Verständnis, geschweige denn Bedürfnisse besitzen, schienen die Möglichkeit des Verlustes plötzlich wie ein persönliches Leid zu empfinden. Gewiß war Heuchelei dabei, der Feind wollte uns in den Augen der Welt anschwärzen, jeder Vorwand schien willkommen, besonders dieser. Wenn man das alles abrechnet, bleibt aber dennoch ein bedeutender Rest ehrlicher Trauer. Auch bei uns schrie es auf. Nicht der einzelne schrie auf, nicht die Masse schrie auf, das Es im Menschen war es, das plötzlich aufschrie mit der herrlichen Gebärde des Unwillkürlichen. Es schauderte vor den blutigen Opfern des Krieges, es schauderte auch vor dem Verlust des Unersetzlichen einer priesterlichen Kunst, die Heiligtum und Vermächtnis des gotterfüllten Menschengeistes ist. Dieses Es ist die Stimme der Menschheit, die das Weltgewissen wachruft. Der Geist des gotischen Meisters hat sich in dieser Stimme erhoben, wir fühlen ihn näher als sonst und ahnen, daß er geheimnisvoll immer um uns gewesen ist, und daß auf die Dauer dieses Gefühls die hermetische Hülle seiner Einsamkeit, die ihn von uns trennte, gesprengt ist.

Lieber gotischer Meister, zeuge jetzt du für uns und für die Wahrheit! Kein Volk beugt sich so tief in Ehrfurcht vor der alten Kunst wie das deutsche, denn du bist Geist von unserem Geist, und germanischer Sinn hat deine Wunderwerke hervorgebracht, die gotischen Dome und Rathäuser in Deutschland,

in den Niederlanden und in Nordfrankreich. Deutsche Wunderlichkeit lebt in deinen Schnörkeln und deutsche Innerlichkeit in deinen steinernen Spitzengeweben, die sich nicht genugtun kann in der Beseelung der Dinge. Stein wird sichtbares Gebet, wird Form und Gestalt, auch an Stellen, wo das Auge nicht mehr hindringt, zum Zeichen der Liebe, die am Werk ist und sich nicht mit der bloßen Schauwirkung begnügt, sondern auch das Kleinste, Unscheinbarste, schier Unsichtbare mit der gleichen Innigkeit und Werkfreude umfängt. Das deutsche Gemüt ist darin. Du nimmst die Welt nicht als ein Gegebenes, du willst es mit der Seele selbst erschaffen und erwerben, dann erst ist die Welt dein. Sie wird deine persönliche Schöpfung durch Beseelung. Der liebe heimische Wald verkörpert sich in deinen steingewordenen Visionen; über den baumschlanken, himmelhohen Säulen und Pfeilern flechten sich die steinernen Rippen der Gewölbe ineinander wie verschlungenes Geäst, und zwischendurch leuchtet die himmelblaue Decke mit goldenen Sternen. Und in dem Laubwerk der Kapitäle zwitschern die gemeißelten Vögelein und huscht vertrautes Waldgetier. Manchmal hast auch du, lieber gotischer Meister, schlecht geschlafen, die Trud hat dich gedrückt, Unholde und grausliches Fabelgetier ängstigten deine Träume; du setztest diese Spukgesichte und Nachtmahren in die Hohlkehlen und Sockel der Säulen, ganz zu unterst an die Wurzel als die höllische Kehrseite, über der die frommen, aufwärtsstrebenden Gedanken und Lichthelden thronen, die steinernen Ritter und Heiligen auf den Postamenten und Grabmälern innen und außen; die biblischen Legenden von der Erschaffung der Welt in den Schnitzereien und gemeißelten Reliefs; die Weltgedanken vom Paradies bis zum Jüngsten Tag in den bunt leuchtenden Fenstern; die Andacht und Demut reicher Patrizier und frommer Stifter in den Bildern der Flügelaltäre. Ein Bilderbuch der Schöpfung ist das Gotteshaus geworden, ein Weltgleichnis und sichtbarer Ausdruck fruchtbarer schöpferischer Gefühle. Die deutsche Seele ist in diesen Werken, in gefälteltem, spitzenreichem, steinernem Chorhemd der Dome kniet sie andachtversunken, und die Türme gleichen den zu Gott erhobenen Händen.

Der Romane besitzt nicht diese Innerlichkeit; das Wort Gemüt ist ihm fremd, du, gotischer Meister, bist nicht seines Geistes, du verhülltest dein sinnendes, gedankenwirres Haupt vor Herzog Alba und seinen spanischen Horden; vor dem Pöbel des Bildersturms, der seine Wut gegen das Edelste des eigenen Volkes entfesselte. Der Deutsche betet unbewußt beim Anblick alter Kunst! Sein Blick, der ehrfürchtig in deine Einsamkeiten emporschweift, nimmt die hoffnungslose, flüchtige Ahnung mit, daß die Seele heute so einsam ist wie du und deine Kunst.

Der Pöbel von Löwen hat alte unersetzliche Baudenkmäler skrupellos preisgegeben, und Pöbelinstinkt war es, daß französische Kanonen in Reims hinter dem gebrechlichen Werk deines Geistes Deckung gesucht haben. Aber was der Pöbel dem Untergange geweiht hatte, haben Deutsche gerettet und geschont; möge es der Welt ein Zeichen sein, daß du, gotischer Meister, ungeachtet deiner ungeheuren Vereinsamung, uns heute dennoch näher stehst als den anderen, trotzdem wir zu unserer Selbsterhaltung die Kanonen sprechen lassen müssen, statt der Kunst.

Bei aller uns zu dankenden Rettung und Schonung werden deine Dome und Rathäuser die Spuren dieser gewalttätigen Zeit tragen, neben den Spuren der Gewalttaten früherer Zeiten. Sie sind nicht gefallen, wie eine böse Lüge behauptet; denn das haben wir, soweit es möglich war, verhütet, aber wir konnten nicht verhüten, daß sie kriegsverwundet sind. Sie werden bestehen, der Schaden wird ausgebessert werden, das Dach neu gedeckt, wenngleich wir auch deine alte Kunst nicht neu herstellen und nicht durch künstliche Glieder ergänzen können oder wollen, was an deinem Kunstbild Schaden genommen hat. Keine unechten Altertümer, keine Verneuerung! Wir werden uns vor der Fälschung deines Geistes, den die Zeit und die Geschichte heiligt, hüten; deine neuen Wunden sind Märtyrerzeichen, deren du viele trägst, auch sie sind heilig und mögen der Welt zum Zeugnis dienen, daß wir gegen den Pöbel nicht nur für uns, sondern auch für dich gekämpft haben. Denn von deinem Geist würde keine Ahnung lebendig bleiben, wenn wir aufhören müßten, zu bestehen. Gotischer Meister, so groß

der Abstand ist, der deine Einsamkeit von der Einsamkeit unserer Seele trennt, so bist du dennoch nahe, wo immer bei uns ein fruchtbares schöpferisches Gefühl aus Liebe zur Sache bei der Arbeit sitzt und deutsche Werke des Gemüts, der Innigkeit und Beseelung zeugt, die unbekümmert um den Tageserfolg und Meinungsstreit so hoch und einsam wie du und deine Dome über den wimmelnden, feilschenden Markt stehen, geheimnisvoll, wunderreich und erfüllt von Unendlichkeit.

„Deutschland als Welterzieher" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1915, geheftet Mark 1.35) nennt sich das Merkbuch, in dem Joseph Aug. Lux geistvoll und sinnig sein Teil dazu beiträgt, um der Sendung des Deutschtums zu ihrem Recht zu verhelfen. Wenn wir mit dem ernsten Willen zum Besseren in solchen Büchern lesen, dann kann es nicht fehlen, daß die Sehnsucht des Verfassers in Erfüllung geht, das Gebet, in dem es heißt: Das Es schreit auf, die Menschheitsstimme, weil die Seele darbt; einsamer, vergessener gotischer Meister, der, plötzlich aufgewacht, am Weltgewissen rüttelt, möge dein Geist in kommenden Tagen wieder bei unserer Kunst sein, damit Werke der Seele entstehen, die im Kleinsten wie im Größten für dich zeugen, wie jene Dome und jene Rathäuser! Dann wird die Einsamkeit von dir und uns genommen sein.

Strafgefangene als Gefängniswärter. — In den ehemaligen Festungskasematten von Saint Jean d'Ulloa, dem auf einer Insel gelegenen Fort der mexikanischen Hafenstadt Veracruz, die von den Nordamerikanern besetzt worden ist, sind gegen achthundert Gefangene untergebracht. Auch Felix Diaz war hier von den Gegnern seines Onkels, des kürzlich verstorbenen Präsidenten Porfirio Diaz, längere Zeit gefangen gesetzt.

Besucht man das Fort, so treten einem Männer in weißen oder weiß- und blaugestreiften Anzügen entgegen, die Obst und Postkarten zum Verkauf anbieten. Ebenso gekleidete Männer, die zum Teil bewaffnet sind, stehen auf dem Gefängnishof auf Posten. Erscheinen zufällig Gefangene hinter den starkvergitterten Eingängen des Strafgefängnisses, so sieht man zu seinem Erstaunen, daß diese dieselbe Kleidung tragen.



Gefängniswärter und Strafgefangene auf dem Fort Saint Jean d'Ulloa.

Das Rätsel findet dadurch seine Lösung, daß man Strafgefangene als Wärter und zur Bewachung ihrer Genossen verwendet. Gleich beim Antritt der Strafe wird denjenigen, die sich nur leichterer Vergehen schuldig gemacht haben, mitgeteilt,

daß sie bei guter Führung auf diese Vergünstigung hoffen dürfen. Unordnungen und Mißbrauch des in sie gesetzten Vertrauens kommen bei diesen eigenartigen Gefängniswärtern nur selten vor, da sie sonst wieder die Zellen beziehen müssen. Dasselbe Verfahren wird auch in nordamerikanischen Gefängnissen angewandt, und auch hier hat man damit gute Erfahrungen gemacht. Th. S.

Ein Apothekersprüchlein. — Die nach einem Brande neuerbaute Apotheke in Saalfeld in Thüringen trägt folgende treuherzigen Inschriften:

Tritt, deutscher Mann, getrost herein,
Steht auf den Büchsen auch Latein.

Du hast nicht gern die Apotheken,
Doch schlimmer, Freund, sind Hypotheken.

Nachtklingel hab' ich angebracht,
Doch schlaf' ich auch gern in der Nacht.

Gut schmecke dir stets Speis' und Trank,
Doch aber werd' auch manchmal krank.

Das alte Haus verschlang der Brand,
Das neue schütze Gottes Hand. R. v. B.

Schweres Geld in des Wortes wirklichster Bedeutung sind die sogenannten „Manillas", die heute noch in manchen Städten und Dörfern von Südwestnigeria an der Westküste von Afrika in Umlauf sind. Diese sonderbaren Münzen in Hufeisenform sind ganz aus Kupfer, fast einen Zentimeter dick und je annähernd ein halbes Pfund schwer; sie gehören trotz ihrer Gültigkeit in dem erwähnten Gebiet heute schon zu den Seltenheiten. Das ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß sieben Manillas erst den Wert von einem Schilling haben, so daß selbst ein bescheidener Besitz in solchem Gelde schon zu den Bürden gehört, die man sonst nur Sackträgern aufzuladen pflegt. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



